



Leseprobe

Gabriele Tergit
Effingers
Roman

»Ausnahmeroman.« *Welt am Sonntag*

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 912

Erscheinungstermin: 14. September 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Die Familien Goldschmidt und Oppner, Seelenverwandte der »Buddenbrooks«, wohnen in der Tiergartenstraße in Berlin. Sie sind Bankiers und Kunstmäzene, begabt und empfindsam, und spätestens nach dem Ersten Weltkrieg beginnen ihre bürgerlichen Gewissheiten zu bröckeln. Auch die prachtvollen Feste können nicht mehr über den sich immer brutaler äußernden Antisemitismus hinwegtäuschen. Die Auflehnung der jungen Generation wirbelt die gutbürgerlichen Familien zusätzlich durcheinander.

Effingers ist eine Familienchronik über vier Generationen, die die Epochenbrüche und das besondere Schicksal einer jüdischen Familie beobachtet, deren Mitglieder glühende Patrioten und Preußen waren. Temporeich, vielstimmig und historisch präzise bis ins kleinste Detail zeichnet der Roman die wechselnden Zeitstimmungen und sich drastisch wandelnde Sitten nach.

GABRIELE TERGIT (eigentl. Elise Hirschmann, 1894-1982), Journalistin und Schriftstellerin, wurde durch ihre Gerichtsreportagen, Feuilletons und den Roman *Käsebier erobert den Kurfürstendamm* bekannt.

Effingers ist ihr zweiter Roman, er erschien erstmals 1951.

Gabriele Tergit

Effingers

Roman

Mit einem Nachwort
von Nicole Henneberg

btb

*»... Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.*

*Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sie dauernd,
An ihres Daseins
Unendliche Kette.«*

Goethe

1. Kapitel

Ein Brief

Ein junger Mann, Paul Effinger, siebzehn Jahre alt, schrieb 1878 einen Brief:

»Meine hochverehrten Eltern!

Euren 1. Brief vom 25. cr. habe ich empfangen, und beeile ich mich, denselben zu beantworten.

Auch hier merkt man den großen Aufschwung, der überall zu bemerken. Ich arbeite nun in der Eisengießerei, und ich kann sagen, es ist eine schwere Arbeit. Wir fangen um 5 Uhr früh an und hören um 6 Uhr am Nachmittag auf, das sind elf Stunden Arbeit. Vielfach wird aber auch erst um 7 Uhr aufgehört. Für die Arbeiter ist das schrecklich. Sie wohnen oft weit entfernt und kämen nur fünf Stunden zur Ruhe, wenn sie nach Hause gehen würden. So machen sie sich in den Fabriksälen selber eine Lagerstatt und liegen dort, nach Geschlechtern nicht getrennt, in der scheußlichsten Weise durcheinander. Der Arbeiter ist hier tatsächlich nur ein besserer Bettler. Ich denke über diese Dinge viel nach. Abends versuche ich, mich technisch fortzubilden. Auch höre ich zweimal in der Woche Handelslehre. Französisch treibe ich auch.

Aber nun die Hauptsache, was Euch, meine sehr verehrten Eltern, gewiß viel Freude machen wird. Ich war am Sonntag zum Mittagessen bei meinem verehrten Chef eingeladen. Alle, die ausgelernt haben, waren eingeladen. Es war sehr schön. Es gab Wein, und ich saß neben der Dame des Hauses, was mir eine fast zu große Ehre scheint. Es ist auch eine Tochter da. Aber die Tochter hat nichts für die jungen Leute übrig. Sie sprach nur mit einem Leutnant. Die Leutnants sind hier angebetet wie die Herrgötter. Herr Rawerk läßt Euch grüßen.

Es wird Euch interessieren, daß der Kaiser und Bismarck an-

läßlich der Kaisermanöver hier durchgekommen sind. Herr Raverk und wir alle wollten dem ehrwürdigen Kaiser und dem großen Bismarck unsere Ovation darbringen. Aber wie das machen? Da kam unser Werkmeister auf eine geniale Idee. Und sie wurde auch ausgeführt. Als der Extrazug passierte, hatte sich ein großer Teil der Arbeiter auf die Backsteinpfeiler der Fabrikeinzäunung gestellt, jeder mit einem Stoß Kohlen, sogenannten Briquetts, im Arm und eine möglichst monumentale, oft recht malerische Stellung annehmend. Der Anblick war höchst originell und für das industrielle Rheinland gewiß sehr charakteristisch. Kaiser Wilhelm grüßte denn auch mehrmals aus dem Zuge.

Ihr seht, ich lebe hier mitten in der großen Welt. Am Sonntag aber war ich in St. Goar. Ich bin mit dem Rheindampfer hinuntergefahren. Es war sehr voll und die Menschen sehr ausgelassen. Damit Ihr nicht denkt, daß ich sehr leichtsinnig bin, muß ich Euch sagen, es war die erste Rheinfahrt seit drei Jahren, und ich lege auch jeden Pfennig meines Salärs zurück.

Nun lebt wohl, grüßt alle Geschwister
und empfangt die innigsten Grüße Eueres
Euch tief verehrenden
Sohnes Paul.«

Der junge Mann, ein kleiner, unscheinbarer, hellbraunhaariger Mensch, nahm mit raschen und tüchtigen Bewegungen die Streusandbüchse und trocknete das Geschriebene. Dann schrieb er mit schwungvoller Kaufmannsschrift:

»Wohlgeboren Herrn Uhrmacher Mathias Effinger, Kragshheim«, nahm eine Marke und trug den Brief zur Post.

2. Kapitel

Kragsheim

Kragsheim bestand aus drei Schichten. Gegen den Bergrücken die alte Stadt, Häusergeschachtel, leise Südlichkeit der Straßen, Lindengeblüh, Flieder und Goldregen, Gassen, Laternen an den Fachwerkhäusern. Hier waren die Läden und der Markt, Bögen gegen Regen und Sonnenhitze. Hier saß das Handwerk, im Tor der Schmied, in der Werkstatt Schuhmacher und Schneider, hier saß Mathias Effinger, der Uhrmacher. Die Häuser hatten alte Namen, sie hießen »Blauer Schlüssel«, »Goldene Krone«, »Weißer Flieder«. Über allem aber standen die Türme von St. Jacobi, Drohung und Schutz und Ewigkeit für das gegiebelte kleine Gewimmel. Die Kirche war innen weiß. Die Stadt war protestantisch, hatte die Freiheit eines Christenmenschen tapfer verteidigt gegen die katholische Liga, Gustav Adolf Quartier gewährt. Dreißigtausend Einwohner hatte die Stadt, als der Dreißigjährige Krieg begann, dreitausend krochen verwildert, verhungert, scheu aus den Häusern, als er geendet hatte, und die Schweine liefen über die Gassen.

Im Jahre 1878 hielt die alte Mauer noch immer Zünfte und Bürger in engen Schranken.

Vor dem Tor mit Voluten und Kugeln begann die zweite Schicht. Man kam vom 16. ins 18. Jahrhundert, vom ehrenamtlichen Ratsherrn zum bezahlten Beamtentum, vom Landsknecht zum Offizier. Zwischen gelagerten einfachen weißen Häusern führte eine breite Kastanienallee zum glühheißen weiten Platz vor dem gewaltigen Schloß, dem Ziel. Hier wurden einst Prinzessinnen eingeholt, von hier ritt der Landesherr mit seinen Freundinnen zur Jagd, achtpännige Karossen, die Pagen auf dem Trittbrett, auf den Pferden die Lakaien mit weißem Zopf und hellblauen Seidenfräcken und rosa Westen bis zum

Knie. Tief bückte sich der Untertan, ertrug Abgaben und Einquartierung, bewunderte den Glanz des Schlosses, das nie völlig bezahlt worden war. Die napoleonischen Kriege hatten schließlich die Handwerkerrechnungen zerfetzt. Jetzt gingen Fremde ins Schloß, sahen Park, Wasserkünste, Naturtheater, künstliche Ruinen, das fächerförmige Teehaus, rot mit hellblauen Ornamenten. Im Schloß saß der Fürst. Er ließ sich einfache Zimmer herrichten, aber an großen Tagen, wenn der Kaiser aus Berlin kam, brannten in der Spiegelgalerie, im Porzellanzimmer, im blauen und gelben Kabinett immer noch die hundertkerzigen Kristallkronen und beleuchteten den Märchenglanz einer versunkenen Welt aus amaranthrotem Damast und verwaschenen Silberrahmen und Stuck, der wie Schaum an die Decke geschlagen war.

Dahinter begann die dritte Schicht. Fluß, Wiese, Landstraße und Dorf, Berge und Wälder, duftvoll von Quellengeriesel. Von den Bergen sah man auf die rotgieblige Stadt hinterm Rokokotor. Hoch wuchs der Weizen, fruchtbares süddeutsches Land. Auf dem Brücklein stand der heilige Christophorus und am wogenden Acker der Gekreuzigte. Schon im nächsten Dorf läutete das Ave. Schon im nächsten Dorf war der alte Glaube, der Katholizismus, geblieben.

Die Husaren zogen durchs Tor mit den Kugeln und Voluten. Blaue Husaren mit weißer Verschnürung, kleine Fähnchen an der Lanze. Die Leute liefen ans Fenster. Hinter den Husaren kam der Postwagen. Der Schwager spielte: »Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus.« Der Postbote im gelben Rokokofrack klingelte beim »Auge Gottes«, einem Haus mit Fachwerkgiebel, das vorn drei Etagen hatte, aus deren oberster man hinten in den Obst- und Grasgarten kam. Unten war der Uhrladen.

Die Türglocke gab hellen Laut durchs ganze Haus. Effinger nahm das Vergrößerungsglas aus dem Auge. Er trug ein schwarzes, rotgesticktes Samtkäppchen und einen hellbraunen Backenbart, wie Wilhelm der Erste und Kaiser Franz Joseph von Österreich, zu deren Generation er gehörte.

»Grüß Gott«, sagte der Postillon, »viel Post, Herr Effinger!«

- »Lauter Liebesbrief'.«
- »Ich glaub's auch.«
- »Was zu bezahlen?«
- »Nein.«
- »Ihr seids billige Leut.«
- »Auch net überall. Grüß Gott.«
- »Grüß Gott.«

Er setzte sich behaglich hin, um zu lesen. Eine Bestätigung kam von den Bankiers Gebrüder Effinger in Mannheim, seinen Brüdern, über 200 Gulden erspartes Geld, das Effinger nach Mannheim gesandt hatte: »Teilen wir Ihnen mit, daß wir Ihnen 200 Gulden gutgeschrieben haben.«

Ein Brief aus dem Schloß: Er solle doch kommen und die Uhren nachschauen. Der Hahn in der Turmuhr, der immer die Stunden ausgerufen habe, rufe nicht mehr.

Es war ein Ticken im Raum wie von einem Regiment Spechte. Das Ticken ging durcheinander. An der Wand hingen und standen sie: weiße Porzellanuhren mit eingelassenem Zifferblatt, hübsch mit Gold und Blümchen bemalt, der Dom von Köln in Alabaster unter einem Glassturz, eine Pariser Uhr, goldbronzene Schäferin, die mit einem Stab auf ein Glöckchen die Stunden anschlug, viele Taschenuhren, die dicken der Bauern, flache, dünne der Kavaliere vom Hof, der Herren Offiziere und der Herren von der Regierung und kleine Damenuhren an Ketten.

Es war acht Uhr in der Früh. Die Uhren schlugen hell, die Turmuhr schlug tief und dumpf dazwischen. Nie schlugen die Uhren gemeinsam. Es war nicht zu erreichen.

Effinger hörte einen Augenblick zu, dann öffnete er ein neues Kuvert. Angebot einer Uhren-Engroshandlung: »Da zur Zeit die Wohnungen im altdeutschen Geschmack eingerichtet werden, biete ich Ihnen einen Regulator in Form eines Hauses in deutscher Renaissance an. Derselbe kann neben jedes Möbelstück einer modernen stilreinen altdeutschen Einrichtung aufgehängt werden.« Effinger ärgerte sich über das Angebot, murmelte: »Ein schöner Schund wird das sein«, nahm die Privatkorrespondenz zur Hand und ging durch den geräumigen weißen Flur, auf dem ein riesiger brauner Schrank stand, in das

Wohnzimmer im ersten Stock, wo Frau Effinger im Erker saß und einen Hefeteig rührte.

»Ein Brief vom Paul.«

Minna Effinger, eine große, knochige Frau, wischte sich die Hände an der Schürze ab und las den Brief.

»Na, was sagst dazu?« fragte sie.

Aber Mathias sagte nur: »Hier ist noch ein Brief aus Heidelberg.«

»Von der Amalie wohl.«

»Meine Lieben!

Entschuldigt, wenn ich heute geradezu mit meinem Anerbieten komme. Soweit ich weiß, ist Eure Helene nun ins heiratsfähige Alter gekommen, und da Ihr sie sicher bei Euren vielen Kindern gern versorgt, will ich Euch eine gute Heirat antragen. Der junge Mann, Julius Mainzer, ist siebenundzwanzig Jahre alt, gesund und von gutem Herkommen. Er hat einen Manufakturladen in Neckargründen, und ist er ein tüchtiger Kaufmann. Er bräuchte eine Mitgift von einigen tausend Mark. Ich habe ihm erzählt, daß Helene eine so tüchtige Person ist, eine gute Schafferin und Hausfrau. Er ist sehr einverstanden, vorausgesetzt, daß sie ihm und er ihr gefällt. Denn das müssen sie schon. Ich schlage Euch vor, daß Ihr kommenden Samstag herüberkommt. Für ihn ist es ja ein Katzensprung. Gefällt er Euch, dann soll Helene bald auf Logierbesuch kommen.«

»Was hältst du davon?« fragte Frau Effinger. »Ich hätt' das Mäd'el gern noch im Haus behalten. Man kann doch gar nicht wissen ...«

»Jung gefreit hat noch niemand gereut«, sagte Effinger. »Wir fahren am Samstag hinunter an den Neckar.«

»Gott segne uns«, sagte Frau Effinger.

»Amen«, sagte Effinger. Er zog die Tür hinter sich zu, ging hinunter, steckte das Vergrößerungsglas ins Auge und untersuchte die Rädchen. Als die Tür zu war, wußte Frau Effinger, daß in einem halben Jahr die Helene hinterm Ladentisch in Neckargründen stehen würde. Der Vater erlaubte nicht, daß die Mädchen auf höhere Schulen kamen. »Handwerkerskinder sind Handwerkerskinder«, sagte er.

Benno, ihr ältester Sohn, war in England, er arbeitete in einer Wirkwarenfabrik in Manchester. Karl lernte in einem Bankgeschäft in Berlin. Paul war im Rheinland. Willy lernte beim Vater Uhrmacher. Vier tüchtige Söhne. Sie wischte sich die Tränen ab. Helene würde nach Neckargründen heiraten. Blieb die kleine Bertha. Frau Effinger saß im Erker und schlug den Hefeteig, manchmal klapperte ihr Schlüsselbund.

3. Kapitel

London

Paul Effinger stand neben seinem Bruder Benno 1883 auf der London Bridge. »Ich bin überzeugt«, sagte er, »daß Deutschland eines Tages genau so viel exportieren und verdienen kann wie England. Wenn ich nur etwas mehr Kapital hätte!«

Benno trug sich englisch in einem weiten Anzug aus derbem Stoff, nannte sich Ben und sprach mit etwas englischem Akzent. Es war schnell gegangen. »Come along«, sagte er, »reiß dich los von der englischen Handelsmarine. Wir wollen lunchen. Ich sage dir noch einmal: Bleib in London! England ist England! In Deutschland ist alles eng. England ist die Welt. Hier kommt man vorwärts.«

»Ja, du«, sagte Paul, »der ›Herr Lord‹ haben wir immer von dir gesagt.«

Ben lachte: »Und du hast immer gesagt: ›Bei mir muß es mal rauchen.««

»So, hab' ich das gesagt?«

Die Brüder aßen Pastete und nahmen scharfe Saucen daran.

»Was denkst du?« fragte Ben.

»Ich denke, England ist ein fremdes Land.«

Benno sah auf, verstand ihn nicht: »Findest du?«

Paul sagte: »Ich bin ja überzeugt, daß die Zukunft bei den Gasmotoren liegt, aber um sich auf ein so unerprobtes Gebiet zu begeben, dazu gehört viel mehr Geld. Ich werde mit Schrauben anfangen.«

»Wieviel hast du denn?«

»Ich habe 5000 Mark.«

»Aber 5000 Pfund ist doch genug. Hast du so günstig operiert?«

»Was sagst du, 5000 Pfund? Nein, wo denkst du hin, nicht 5000 Pfund, 5000 Mark.«

»Das ist gar nichts.«

»Bei meinem Salär von 120 Shilling war's eine ganze Menge. Vielleicht helfen mir Gebrüder Effinger in Mannheim.«

»Du meinst einen Kredit?«

»Ja.«

»Ausgeschlossen«, lachte Ben.

»Du wirst schon recht haben, warum sollten sie mir einen Kredit geben.«

»Versuch's doch in Amerika«, sagte Benno.

»Nach Amerika gehen Kassendefraudanten und Schwindler. Ich hab' doch nicht nötig zu verschwinden.«

»Amerika«, sagte Benno, »ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Es gibt nicht nur Gauner dort. Ich will dir doch nur zureden, in der Welt zu bleiben. Was hast du in Deutschland verloren?«

»Ich versteh dich nicht. Deutschland ist doch unsere Heimat.«

Benno lehnte sich zurück und sagte bitter: »Ein Land, wo der Kaufmann ein verachteter Koofmich ist, gut zum Steuerzahlen, wo der kleinste Leutnant dem ältesten Universitätsprofessor, von Handel und Industrie ganz zu schweigen, auf den Kopf spucken darf! Hier bist du frei.« Und er machte eine weite Geste mit dem rechten Arm.

»Als ob du die Habeaskorpusakte verkündetest«, lächelte Paul.

»Unterschätze das nicht«, sagte Ben, »dieses Land ist so groß, daß es ohne Kleinlichkeit ist. Ich verstehe nicht, weshalb du wieder nach Deutschland willst.«

»Ich will kein entwurzelter Mensch werden, kein Fremdling. Ich möchte vorerst mal nach Kragshheim, da werd' ich weitersehen.«

»Kragshheim«, sagte Ben voll Spott, »du hast merkwürdige Sehnsüchte. Ganz oben der Herzog, und dann gar nichts, und dann der Herr Major und der Herr Oberleutnant und der Herr Leutnant, und dann sehr lange gar nichts, und dann der Herr

Regierungspräsident und die Herren Regierungsräte, und dann hört die Welt auf, und wo gar nichts mehr ist, kommt die misera plebs, Ladenbesitzer und Handwerker. Du willst die deutsche Romantik, Flieder und Fachwerk und den Gang vors Tor, und zugleich beschäftigst du dich mit Gasmotoren. Wenn ich nicht wüßte, was du für ein klarer Kopf bist, würde ich dich einen Phantasten nennen; aber ein Träumer bist du, und das wird dir weiter hinderlich sein.«

»Ohne daß die Menschheit von Siebenmeilenstiefeln geträumt hätte, gäb's keine Eisenbahn. Und was hat das damit zu tun, daß ich nicht auswandern will? Wer wandert denn aus, wenn er nicht gezwungen ist? Nimm es mir nicht übel, aber du bist doch sehr ehrgeizig, Benno, und du meinst, daß deine großen Pläne sich leichter in England verwirklichen lassen, aber das Normale ist das nicht.«

»Es scheint, du hast was gegen mich?«

»Ja.«

»Du findest, ich mach' es mir zu leicht?«

»Ja, du läufst davon, unserer Heimat, den Eltern, uns. Du bist in der Gefahr, ein ›sujet mixte‹ zu werden, wie Bismarck Ludwig Bamberger im Reichstag nannte.«

»Ich will die Kragheimer Eierschalen loswerden. Ich bin nicht sentimental. England ist so groß, daß es niemanden zu unterdrücken braucht. In Paris und in London kann man leben, aber in Deutschland oder gar in Preußen! Aber jeder muß wissen, was er tut.«

»Wir sind kleine Leute«, sagte Paul, »man soll nicht in andere Kreise kommen wollen.«

Benno spottete: »Bleibe im Lande und nähre dich redlich!«

Paul gab keine Antwort, stocherte in seiner Pastete.

»Ich hab' auch den Uhrenladen sehr gern«, sagte Benno, »wenn es bimmelt im ganzen Haus. Und jetzt, wo es nach Backwerk riecht.«

»Weißt du noch, wie wir im Sommer im Wald Räuber und Gendarm gespielt haben? Und die Walderdbeeren und Blaubeeren und Brombeeren?«

»Natürlich weiß ich das«, sagte Benno und rief den Kellner.

Sie standen gegenüber der Bank von England. Sie standen im Mittelpunkt der Welt. Die Bank von England, weiße griechische Säulen. Der Tempel. Die Göttin, die in der dunklen Cella lagerte, war der Wertmaßstab der Welt; hier lagerte das Gold, hier lagerte das englische Pfund. Was auch in der Welt geschah, das Pfund stand sicher wie der Tempel zu London, sicher wie die Bank von England. Zwei junge Süddeutsche ergriff der Hauch der großen Welt. Ware kam, Ware ging, wurde teurer, wurde billiger. Alles Wachstum der Erde, alle Arbeit der Erde wurde Ware, wertbar nach dem Pfund. Sie, die Kaufleute, ließen sie auf Schiffen, auf Eisenbahnen, auf hochgetürmten Speditionswagen über die Erde fahren, verteilten sie in die Lagerhäuser in Hamburg, in Antwerpen, in Nischni-Nowgorod, in Rotterdam, in Marseille, in London, sie verteilten sie in die winzigen Läden der Farmerstädte der Vereinigten Staaten, in die winzigen Läden des rauchigen Lancashire, in die winzigen Läden in Kolmar, in Wilna, in Sens.

Aus der Bank von England kamen die Herren im Zylinder. Ben sah die Zukunft.

Paul sagte: »Die Herren der Welt.«

Ben meinte: »Man kann dazugehören.«

»Als lächerliche Figur«, sagte Paul.

»Man muß den Uhrenladen abschütteln können«, sagte Ben ärgerlich.

»Warum denn? Man soll wissen, wo man herkommt.«

»Ich will noch in den Klub. Laß mich wissen, wann du reist.«

Ben ging sehr groß und vornehm davon, ein junger Engländer in derbem Tweed, viele Berlocken an der Uhrkette.

In seinem Boardinghaus schrieb Paul seine Ausgaben auf, wälzte das Kursbuch, packte seine Sachen. Ein altes Notizbuch fiel ihm in die Hand. Vorn war eine Bleistiftskizze vom ältesten Wirtshaus Deutschlands, dem »Riesen« in Kragshiem, und eine lange Reihe von Nummern. Es waren die Nummern der Lokomotiven, die durch Kragshiem fuhren. Und er überlegte, ob er wohl noch einmal so glücklich werden würde wie damals, als er, ein kleiner Junge, mit dem Bauch auf der Erde, vom Wald her auf die Schnellzüge sah und die Lokomotivnummern aufschrieb.

4. Kapitel

Ein Versuch in Kragshelm

Es war Freitag nachmittags. Paul saß mit der Mutter im Erker. Sie hatte eine weite blaue Schürze an mit einem Latz, der mit zwei Trägern hinten angeknöpft wurde, und schlug einen Hefeteig.

»Dem Benno geht 's sehr gut«, sagte Paul.

»Bleibt drüben?«

»Bleibt drüben.«

»Der macht seinen Weg. Du bist zu bescheiden, Paul.«

Die hellen Glöckchen an der Tür klingelten.

»Das ist der Willy«, sagte die Mutter.

Willy kam, wiegte sich in den Hüften.

»Grüß Gott! Ach, unser kleiner Engländer! Was machen die Pfunde? Bringst einen Sack voll?«

»Ach, Willy, wie du alleweil daherredest.«

»Meine Geschäfte sind im Aufblühen«, sagte Willy und steckte sich eine Zigarette an. »Bekomme ich einen Kaffee, Mutter?«

»Ja, und frischen Kuchen.«

»Du denkst wahrscheinlich, wir in der Provinz können gar nichts, wir Landpomeranzen. Aber ich werd' dir einmal zeigen, was wir können. Bitte, was ist das?«

»Ein Koffer.«

»Aber was für einer! Sieh dir das an.« Und er machte den Koffer auf, in dem nun wie auf einem Ladentisch die Uhren auf rotem Samt lagen. »Bitte? Was sagst du dazu? Meine Erfindung!«

»Wirklich ausgezeichnet!« sagte Paul.

»Ich verkaufe das Dreifache, seit ich den Musterkoffer habe. Man kommt hinein, legt die Ware hin, braucht bloß zu fragen: Uhren?«

»Sprichst schon wieder von deinem Koffer?« sagte der alte Effinger. »Ich will nix mehr von dem Koffer hören.«

Da kam schon die bauchige Kanne mit dem heißen Kaffee und eine Schüssel mit kleinen Kuchen, die mit Vanillezucker dick bestreut waren.

Der alte Effinger sagte: »Kuchen am hellerlichten Werktag, was sind das für neumodische Sachen?«

»Aber wir haben doch Besuch.«

»Der Koffer, Willy, will mir gar nicht gefallen. Früher haben die Leute auf das Inwendige gesehen, jetzt muß man ihnen das Auswendige gut präsentieren.«

»Das ist der Zug der Zeit«, sagte Paul. »Man muß mit ihm gehen!«

»Ich bin zu alt dazu. Die Leute wissen, was in meinen Uhren ist, da brauch' ich keinen roten Samt, damit sie sie kaufen. Aber wenn das einreißt, daß man die Uhren von fremden Leuten kauft, da ist freilich allem Schwindel Tür und Tor geöffnet.«

»Na, na, Vater«, sagte Willy.

»Fabrikware womöglich.«

Die Mutter bot die Kuchen an.

»Siehst, so was bekommst auch nicht beim Bäcker.«

Samstag vormittag ging Paul Besuche machen. Die Vettern fragten ihn, wie es ihm gehe. Er sagte: »Nicht sehr gut«, teils, weil er die anderen nicht neidisch machen wollte, teils, weil er es wirklich fand. Er kam aus London, sie waren in Kragshiem. »Ihr habt nichts verloren an der großen Welt«, sagte er. Sie waren beruhigt. Sie saßen, die Frauen in schweren schwarzen Atlasgewändern, um einen runden Tisch. Vor jedem stand ein Glas Südwein.

Um zwölf Uhr war Mittagszeit. Über dem Brot lag eine weiße Serviette. »Mahlzeit«, sagte der alte Effinger, wusch sich die Hände am messingnen Gießfaß, trocknete sie am gestickten Handtuch ab, das an der Wand hing, nahm die Serviette vom Brot, sprach das Tischgebet. »Amen«, sagten alle.

Es gab Rindfleisch und Gemüse, ein ausgiebiges Essen. Der Vater redete Paul zu: »Das Stückle Rindfleisch hast noch nicht gegessen.«

»Aber eben doch.«

»Aber *das* Stückle sicher noch nicht.«

So waren seine Witze. Er sagte: »Wenn es einem am besten schmeckt, muß man aufhören.«

Die Magd räumte ab. Es gab noch Krapfen, ein fettes, in viel Gänseschmalz gebackenes Gericht. Als alles aufgegessen war, rückte der alte Effinger das Käppchen zurecht und sprach das Tischgebet. »Amen«, sagten alle.

Es war Montag. Willy reiste ab, um Uhren zu verkaufen. Er kam erst Freitag abend wieder.

Paul ging in die Stadt. Er klingelte am Laden von Weckerle, mit dem er zusammen zur Schule gegangen war.

»Grüß Gott, Franz.«

»Ach, grüß dich Gott, Paul. Wie geht's? Nett, daß du dich mal wieder sehen läßt. Du bist weit herumgekommen, habe ich gehört.«

»Ach nein, gar nicht. Und du?«

»Ich bleib' hier im Laden.«

»Wie gehen denn die Geschäfte?«

»Schlecht, bei den Zeiten. Es bleibt doch keiner in Kragshheim.«

»Man müßte Industrie herbekommen, find' ich.«

»Das hat der Bürgermeister auch gesagt. Aber der Herzog will doch nicht. Die Industrie könnte nur auf der Seite vom Schloß liegen, und das will der Herzog nicht.«

»So. Und die Geschäfte gehen alle schlecht? – Bist du verheiratet?«

»Nein, verlobt mit Lise Schnack.«

»Vom Hofbäckermeister?«

»Ja, vom Hofbäckermeister.«

»Da gratulier' ich dir aber, so ein schönes Mädle.«

»Ja, ein schön's Mädle.«

Aber dann war's auch aus. Eine Frau kam herein und wollte Stoff kaufen.

»Ich wer' gehen«, sagte Paul.

»Also, hat mich sehr gefreut«, sagte Franz und gab ihm die Hand.

Paul ging in den Wald. Es war sehr heiß jetzt am frühen Nachmittag. Das Moos war ganz trocken. Überall hopsten kleine Frösche, leise zirpten die Grillen. Paul breitete ein Taschentuch aus und setzte sich auf einen Baumstumpf. Unten lag die geiebelte Stadt, rote Dächer mit vielen Schornsteinen, der weiße Kasten des Schlosses, dahinter der Park, davor der heiße Schloßplatz, baumlos.

Paul sehnte sich danach, in Kragenheim zu bleiben, wie der Vater seinen Schoppen zu trinken, sorglos zu sein im kleinen Rahmen. Er liebte Land, Eiche und Felder, fast schon mit der sentimentalen Liebe des Stadtkindes. Von allen Rokokoschlössern hatte das Kragensheimer für ihn das schönste Porzellan, die schönsten Wasserspiele und die schönste gotische Ruine im Park. Er beneidete Franz im Stoffladen. So wollte auch er leben. Fromm, gläubig, bescheiden.

Mit einem schweren Seufzer nahm er das Buch, das er mitgenommen hatte, und vertiefte sich in »Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin und Deutschland«. Das war ein Buch, über das Paul sich auf jeder Seite ärgern mußte. Er fand aber, man müsse die Meinung des Gegners kennen.

Es fing an kühl zu werden, und er ging nach Haus.

Bertha beaufsichtigte das Holzeinbringen. In großen runden Körben wurde das Holz von der Straße immer noch an das geiebelte Dach gezogen. Die Tür bimmelte. Die Mutter sah herunter und rief: »Was willst?«

»Grüß Gott«, sagte Paul, »ich geh' gleich wieder.«

Er zog sich einen frischen Kragen an und ging aufs Rathaus, ließ sich beim Bürgermeister melden.

Der empfing ihn, ein dicker, großer Mann mit Bauch und langem, grauem Vollbart, strich sich den Bart und sagte: »Ja, der Herr Effinger, kommen Sie wieder einmal in die Heimat?«

»Ich möchte sogar hierbleiben.«

»Ja, als was denn, wenn ich fragen darf?«

»Ich möchte eine Fabrik für Schrauben errichten, Herr Bürgermeister. Fabrik ist viel zuviel gesagt, eine Werkstätte mehr, und ich wollte fragen, wie es sich hier mit dem Grund und Boden und den Steuern verhält?«

»Ich glaub', Herr Effinger, ich muß Sie da sehr enttäuschen. Wir haben hier natürlich ein Interesse an der Industrie, wir sind ja moderne Menschen, die's mit dem Fortschritt halten, aber das muß wohl abgewogen werden. Sie haben recht, es wandert alles aus, und nicht nur aus Arbeitsmangel. Der Zug in die Großstadt ist eine große Gefahr für unser Volk. Die Landflucht! Vergnügungssucht und Hoffart. Jawohl!«

»Gewiß, Herr Bürgermeister, aber dagegen gäbe es doch nur eins, die Industrie in die kleinen Städte zu bringen und so eine Verbindung zwischen Landwirtschaft und Industrie zu schaffen.«

»Ja, aber da müssen wir genau erwägen, was wir an Steuern gewinnen und an Arbeitsmöglichkeiten für die Jugend, kurzum, was wir an Vorteilen haben und an Nachteilen. Da müssen wir womöglich die Volksschule erweitern und dann das Spital ...«

»Aber die Stadt ist doch unterbevölkert«, sagte Paul, »das große alte Palais vom Grafen Wittrich ist für 3000 Mark zu haben. Fürs Zehnfache ist es nicht neu zu bauen.«

»Sicher nicht. Aber wir haben doch auch Unkosten, müssen Sie verstehen. Wenn Sie die Fabrik auf den Rödernschen Wiesen errichten wollen, wird doch eine Straße gebaut werden müssen. Die Gemeinde hat genug Lasten. Und dann sieht es Seine Hoheit sehr ungern. Seine Hoheit ist doch nur ein halbes Jahr in Nizza, im Sommer residiert Seine Hoheit hier, und die Geschäftsleut', Ihr Vater wird das doch wissen, sind auf Kundenschaft vom Hofe angewiesen. Wenn dann auf den Rödernschen Wiesen Fabriken sind – erstens weiß man gar nicht, bei dene Anarchisten, was wir da für Elemente bekommen, und dann wird bei den hiesigen Westwinden der Rauch grad' zum Schloß hingetrieben ...«

»Ich danke Ihnen, Herr Bürgermeister. Ich hätte mich gerne hier niedergelassen.«

»Wo werden Sie denn nun hingehen?«

»Nach Berlin!«

»Na ja, alles muß zu dene Preußen. Es hält's ja keinen hier.«

Paul wollte erwidern. Er sagte aber nur: »Ich danke Ihnen, Herr Bürgermeister.«

»Lassen Sie sich's gutgehen!« sagte der Bürgermeister. »Grüßen Sie den Herrn Vater.«

Paul ging über die flache große Treppe hinab, hielt sich am wunderbar geschmiedeten Rosengitter.

Die Mutter und Bertha saßen im Grasgarten und stopften Wäsche. Der Flieder war verblüht. Es roch nach Heu. Unten floß der Main.

Sie hatten einen großen Korb dastehen, und die Mutter sagte: »Alle Handtücher werden dünn. Man müßt alles wegtun.« Aber das tat sie nicht. Mit derselben Stopfnadel, die sie vor dreißig Jahren in die Ehe mitgenommen hatte, stopfte sie ein Handtuch nach dem andern. Bertha schnitt aus einem der Tücher viereckige Flecke, die sie in andere Tücher heftete und dann sorgfältig nähte.

»Was sagst, daß sich die Theres mit dem Amtrichtersohn verlobt hat? Ist immer kokett gewesen. Solche schaffen's«, sagte die Mutter und sah bitter auf Bertha.

»Sprang immer den Herren gleich an den Hals«, sagte Bertha. Und dann schnitt sie weiter Vierecke aus den Tüchern. Sie dachte: Die Theres putzt sich immer. Nur unfeine Mädchen putzen sich. Die Mutter war genau so herb. Sich für den Mann zu schmücken, ja, nur die Schürze abzutun, wenn er nach Hause kam, galt ihr als Würdelosigkeit. Bertha schämte sich, wenn sie sich nett machte.

»Die Theres hat ein Kleid aus Seide, mit dem rauscht sie, wenn sie auf der Straße geht«, sagte sie zur Mutter.

»Ist das wahr?«

»Ja, bestimmt«, und sie setzte die Vierecke ein.

»Schrecklich! Ja, wenn ein Mädchen keine Mutter mehr hat! Die Mutter würd' sich im Grab umdrehn. War eine so bescheidene Frau.«

»Aber nun hat sie den Amtrichtersohn«, sagte Bertha.

Es wurde langsam dunkel und kühl. Paul saß am alten Sekretär und schrieb Briefe. Die Mutter steckte die Petroleumlampe an und deckte den Tisch. »Helene hat's auch nicht leicht«, sagte sie. »Drei kleine Kinder, und's nächste erwartet sie. Der Julius

plagt sich zwar, aber ob sie was zurücklegen können, glaub' ich nicht. Und vom Ben hört man so wenig. Er macht schon Fehler in den Briefen, als ob er nicht mehr Deutsch könnte. Er schreibt von einem Fräulein Mary. Wer ist denn das? Kennst du die Leut'?»

»Nein, es sollen aber sehr gediegene Menschen sein, reiche Leut'. Sie hatten mich einmal sonntags eingeladen zum Krokettspiel, aber ich bin nicht gegangen.«

»Warum denn nicht?« fragte die Mutter.

»Was soll ich da? Sie spielen alle so gut Krokett, und bloß, damit sie noch einen jungen Mann da haben? Was ist man? Ein Landpomeranz und ein kleiner Clerk dazu.«

»Benno verkehrt aber dort?«

»Na ja, Benno.«

»Von einem goldenen Wägelchen fällt oft ein goldenes Nägelchen«, sagte die Mutter. »Der Karl ist auch mehr für die Welt als du. Er fühlt sich sehr wohl in Berlin.«

Die Magd kam. Sie hatte Holzschuhe an, kurze Röcke und eine große blaue Schürze. »'s Biergeld, Frau.«

Frau Effinger langte in die Rocktasche, zog die Pfennige.

»Für 'n jungen Herrn a?«

»Magst?«

»Ein Viertel.«

»A Halbe und a Viertel. Muß noch Geld ham.«

Frau Effinger langte in die Rocktasche, zog noch ein paar Pfennige. »Heller« sagten noch alle.

»Erinnerst dich an den französischen Kriegsgefangenen, den wir hier hatten Anno 70/71?« fragte die Mutter.

»Ja, natürlich, ich hab' ihn immer spazierenführen dürfen.«

»Ja, weißt noch, seine Eltern haben ihn doch noch hier besucht. Und jetzt haben sie geschrieben, der Vater soll ihnen doch eine kleine Taschenuhr schicken. Eine goldene glatte Uhr, nur ein großes Monogramm darauf.«

Die Sonne sank überm Rhein.

Effinger schloß den Laden, betete das Abendgebet. So vom Morgengebet zum Abendgebet rundete sich der Tag. Er wusch

sich die Hände am messingnen Gießfaß, trocknete sie am gestickten Handtuch ab, nahm die Serviette vom Brot, sprach das Tischgebet. »Amen«, sagten alle.

Die Magd brachte in den offenen Gläsern das Bier. Sie kam ohne anzuklopfen herein, sagte: »Wohl bekomm's« und verschwand. Bertha folgte ihr; sie trug einen großen Rinderbraten mit viel Sauce, dazu Knödel und eine Schüssel mit grünem Salat.

»Beim ›Schwarzen Schaf‹«, sagte Effinger, »habe ich heute den Hinterederer gewinnen lassen, hat er nix mehr wegen seiner Uhr gesagt, so sind die Menschen.«

»Was war mit der Uhr?«

»Sie gefällt ihm nicht mehr. – Du warst heut' beim Herrn Bürgermeister, hat mir der Schöpffenbeck erzählt. Von Fremden erfährt man's.«

»Es ist nicht wichtig. Ich dacht', man könnt' sich vielleicht hier niederlassen.«

»Warum?« fragte der Vater.

»Na ja, ich dacht', hier kennt man alles.«

»Es ist besser, in eine große Stadt zu gehen, daheim wird man nichts.«

»Ich will auch nächste Woche nach Berlin.«

»Schon?« sagte die Mutter.

»Er hat ganz recht«, sagte der Vater. »Man hat sich gesehen. Man weiß, daß man gesund ist. Was hat die Besuchlauferei für einen Sinn? Er muß jetzt sehen, daß er vorwärtskommt.«

»Aber bis dahinauf!« sagte die Mutter, als ob Berlin in Sibirien läge. »Bist denn gut genug ausgestattet, bräuchst nicht noch Hemden?«

»Nein, ich hab' übergenug aus London!«

»No ja, aus London«, sagte die Mutter bewundernd.

Effinger sprach das Tischgebet. »Amen«, sagten alle. Dann ging er noch in die Wirtschaft »Zum gläsernen Himmel«.

Effinger ging jeden Abend in eine andere Wirtschaft, in den Gläsernen Himmel, ins Schwarze Schaf, ins Goldene Rad, in den Riesen, in den Silbernen Maulesel, um ein Bier zu trinken, Tarock zu spielen und eine Virginia zu rauchen. Alle Männer von Kragshiem machten es so. Die Frauen saßen zu Hause.

Sonntags gingen alle in den Schloßgarten. Dort trank man unter einer weißen Säulenhalle Kaffee. Familien grüßten sich oder grüßten sich auch nicht.

Bertha räumte ab. Die Mutter sah ihr nach: »Es ist schwer, für so ein Mädle einen Mann zu finden, wenn man ihr nur 20000 Gulden mitgeben kann.«

Dann nahm sie ihr Ausgabenbuch und schrieb ein: Bier 12 Pfennige, 2 Pfund Rindfleisch 100 Pfennige.

»Weißt«, sagte sie zu Paul, der dabeisaß und ein Buch las, »weißt, daß das Rindfleisch jetzt 50 Pfennige das Pfund kostet? Voriges Jahr – es war ja auch ein schrecklich heißer Sommer, und man soll sich so etwas nicht wünschen, auch wenn man den Vorteil davon hat, so heiß, daß die Bauern haben ihr Vieh schlachten müssen – hat's nur 38 Pfennige gekostet.«

Sie schrieb weiter: Weißen Stoff fürs Flicker 14 Pfennige.

Dann räumte sie mit Bertha den Laden auf.

5. Kapitel

Reise nach Berlin

Paul fuhr nach Berlin. Zwanzig Stunden lang. Er fuhr mit einem schweren Herzen. Es war nicht mehr wie vor zehn Jahren. Ja, dachte er, 1872, das waren noch Zeiten gewesen. Hochkonjunktur. Die Löhne hoch, die Gehälter hoch, die Dividenden fett. Da konnte man rasch ein Vermögen verdienen und ein reicher Mann werden.

Ein gepflegter Herr mit einem runden, hellbraunen Vollbart saß ihm gegenüber. »Sehen Sie da drüben«, sagte er, »die Kalkwerke arbeiten auch nicht mehr.«

»Schwere Zeiten«, sagte Paul.

»Es ist nicht mehr wie vor zehn Jahren«, sagte der Herr mit dem Vollbart.

»Hochkonjunktur«, sagte Paul und nickte mit dem Kopf.

»Ja, die Löhne hoch, die Gehälter hoch, die Dividenden fett. Jetzt unterbietet einer den andern. Fressen sich gegenseitig auf. Die Leute haben gedacht, die Hochkonjunktur kann nie aufhören, haben zu wahnsinnigen Preisen ihre Fabriken erweitert, und nun, seit dem Wiener Krach, ist alles aus. Preise, bei denen keiner mehr was verdient. Die Löhne sind so heruntergegangen, tiefer geht's schon nicht mehr. Wenigstens soll die Fabrik nicht zum Stillstand kommen. Lieber mit Verlust arbeiten, als das Anlagekapital ganz in den Schornstein schreiben. Wissen Sie, junger Mann, ich sage das allen jungen Leuten: Sparen wird wieder groß geschrieben werden. Sparen muß wieder groß geschrieben werden.«

»Ja«, sagte Paul. »In Deutschland sind die Leute alle so großspurig geworden. Wenn ich an die Büros in der Londoner City denke! Da ist man konservativ und weiß, daß man auch auf einem Holzstuhl Geschäfte machen kann. In Deutschland muß jetzt alles gepolstert sein.«

»Wie schön«, sagte der Ältere, »daß man noch solche Ansichten hört! Man verzweifelt manchmal an der Jugend. Es liegt alles an diesem sogenannten modernen Geschäftsgeist. Wir alten Berliner Maschinenfabrikanten wollten nichts als anständige Maschinen bauen, jeden Kunden individuell bedienen. Wir haben nicht an den Gewinn gedacht. Einen ›Ertrag‹ nennen das jetzt die Unternehmer.«

»Wie?« fragte Paul.

»Nein, wir haben nicht kalkuliert. Wir haben unsere Maschinen gebaut und haben sie abgegeben und waren stolz, der Menschheit gedient zu haben. Jetzt höre ich, daß sie in Amerika nicht mehr auf Auftrag arbeiten, sondern Dampfmaschinen nach Preislisten verkaufen, als ob eine Dampfmaschine eine Elle Kattun wäre, wo doch jede Dampfmaschine ein besonderes individuelles Erzeugnis ist, ein Stolz des Hauses.«

»Warum?« sagte Paul.

Der Ältere lehnte sich zurück. Warum? fragte dieser Mensch.

»Warum? Weil jede Dampfmaschine ein besonderes Erzeugnis ist. Sie sind wohl Ingenieur?«

»Nein«, sagte Paul.

»Na, dann geht's ja noch. Das kommt nämlich jetzt auch auf, daß die Herren Ingenieure glauben, sie könnten die Männer der Praxis ersetzen. Praxis ist alles! Werkstatterfahrung braucht man. Grau ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum. Sehen Sie, wir sind Handwerker und Wissenschaftler zugleich, wir alten Berliner Maschinenbauer. Wir sind keine Unternehmer. Sie wollen wohl Unternehmer werden?«

»Ich bin Kaufmann«, sagte Paul.

»Ich hab' mir das schon gedacht, als ich vorhin hörte, daß Sie sich darüber wunderten, daß wir nicht kalkulieren.«

»Und wie berechnen Sie den Preis der Maschinen?«

»Das weiß man so ungefähr, und wir verdienen ganz nett dabei. Und mit was wollen Sie anfangen, junger Mann?«

»Mit Schrauben. Aber bei diesem geschäftlichen Niedergang kann man wirklich zurückgeschreckt werden. Es ist doch in all und jedem eine Überproduktion da.«

»Maschinell wollen Sie das machen? Als Kaufmann?«

»Ja. Im großen. Ich habe da eine Schraubenschneidemaschine in London gesehen. Die dreht dreitausend Schrauben in der Stunde. Wenn ich die einführen könnte!«

»Aber was sind das für komische Ideen, junger Mann! Was soll man denn mit den vielen Schrauben? Was wollen Sie denn alles verschrauben? Nee, nee, nee, einfache Drehbank und Handarbeit, das ist ja viel vernünftiger. Das ist billiger als die Arbeit der teuren Maschinen. Was wollen Sie denn mit den teuren Maschinen? Die können doch nicht gegen die billige Handarbeit aufkommen.«

»Meinen Sie?« sagte Paul. Er wollte genaue Schrauben in Massen herstellen, vielleicht war das doch falsch.

»Wollen wir in Gera Mittag essen? Da ist Maschinenwechsel. Das Bahnhofslokal möchte ich haben. Das ist eine Goldgrube. Übrigens mein Name: Schlemmer. Schlemmer aus Berlin.«

»Efffinger.«

»Efffinger?« sagte Schlemmer. »Von dem Bankhaus in Mannheim?«

»Verwandt«, sagte Paul.

Sie stiegen in Gera aus. Schlemmer bestellte einen Gänsebraten.

»Ne jute jebratene Jans is ne jute Jabe Jottes. Das ist eine Berliner Redensart, verstehen Sie, Gans und Gurkensalat und denn 'ne Weiße mit Schuß und sonntags raus nach Treptow. Berlin is schön, Berlin is groß. Ich bin nämlich der Inhaber von C. L. Schlemmer, Maschinenfabrik. Ich stehe Ihnen gern mit Rat und Tat zur Seite. Etablieren ist nicht einfach. Was brauchen Sie alle Kinderkrankheiten durchzumachen! Kommen Sie mal zu mir. Sehen Sie sich meine Fabrik an.«

Paul sah hinaus. Erst war es nicht viel anders als die Gegend um Kragshiem. Aber hinter Jena hörte es auf. Es begann unbewohntes Land, Sand, Sand, ein bißchen Gras, Kiefern. Wieder Sand, wieder Kiefern, hohe Stämme, oben ein paar Zweige.

»Es ist eine dumme Frage«, sagte Paul, »aber ist es möglich, daß dahinter noch eine große Stadt kommt?«

»Ja«, lachte Schlemmer dröhnend. »Preußisch-Berlin, natürlich, und Sie werden staunen, was für 'ne Stadt. Breite Straßen

und hohe Häuser, na, großartig, und Theater und Varieté und für so'n jungen Mann auch Nachtleben. Na, großartig.«

»Wirklich?« sagte Paul.

Auch hier wuchs Korn, aber wie es dastand, so kärglich, so jämmerlich, was für Zwischenräume zwischen den grünen Sprossen! In Süddeutschland war immer etwas los. Der Maibaum wurde aufgerichtet. Es war Kirchweih oder Fronleichnam oder auch nur Viehmarkt. Fahnen wehten, Leute mit Abzeichen zogen durch die Stadt. Es gab Bewegung, Leben. Über die üppigen Felder läutete die Abendglocke, und ein voller Tag sank in die Stille.

Paul sah die Landschaft, und sein schweres Herz wurde noch schwerer. Sein Traum fiel ihm ein aus der letzten Londoner Nacht, wie er im Landauer einzog in Kragheim über die breite Schloßallee mit den blühenden Kastanien, mit zwei feurigen Rappen, die mit den Köpfen nickten, üppige Mähnen und silbernes Geschirr hatten. Man würde hier arbeiten in diesem flachen Land, um sich möglichst bald, möglichst früh zur Ruhe setzen zu können und seinen Schoppen zu trinken im »Gläsernen Himmel« in Kragheim.

6. Kapitel

Ankunft

Plötzlich begann eine Stadt. Grau in grau. Hinterhäuser, enge Höfe. Viele Gleise. Paul stand am Fenster und sah in der Bahnhofshalle Karl stehen, der gut aussah, mit einem blonden, starken Schnurrbart, vor den netten Augen ein Zwicker mit breiter, schwarzer Einfassung an einem breiten, schwarzen Band, das er um den Hals trug. Der schwarze Rock war nach der Mode der Zeit hoch geschlossen; er trug dazu eine breite Krawatte mit einem dicken goldenen Hufeisen darin, blaßgraue Hosen und eine Nelke im Knopfloch. Karl sah aus wie ein naives Gigerl. Auch Ben ist elegant, dachte Paul, Ben sieht sich nach der Meinung der Welt um, Karl aber ist ein Kind.

Paul hatte einen braunen Vollbart und eine weiche Welle in die Stirn. Er war ein kleiner, schlecht angezogener junger Mann, dessen Krawatte verrutscht war und der einen altmodischen Liegekragen trug. Ein feiner Herr holt seinen Angestellten ab, hätte man denken können.

»Ach, da bist du ja. Grüß Gott, Paul.«

Paul hatte den Koffer neben sich gestellt. Sie schüttelten sich die Hände.

»Ich habe ein Zimmer für dich«, sagte Karl eifrig.

»Das ist aber nett. Wieviel kostet es denn?«

»Vierzig Mark mit Kaffee im Monat.«

»Ist hier alles so teuer?«

»Ja, doch wohl.«

»Ich kann ja sehen, daß ich bald was Billigeres finde, ich habe doch keine Stellung wie du und muß jeden Pfennig sparen, damit ich anfangen kann.«

»Du willst dich selbständig machen, schreibt die Mutter? Warum eigentlich?«

»Fühlst du dich so wohl bei Zink & Brettschneider?«

»Ich bin sehr stolz, zu solch vornehmer Firma zu gehören. Stell dir vor, alles bar Kasse.«

»Ist das so etwas Besonderes hier?«

»Es gibt hier viele Firmen, die auf ziemliche Sicht erst zahlen, jetzt in der Depression.«

»Unsolide.«

»Willst du keinen Träger?«

»Nein, danke, ich trag' die Sachen lieber selber.«

»Gib dein Billett ab, wir nehmen einen Wagen«, sagte Karl.

»Muß man denn einen Wagen nehmen? Kann man nicht mit der Pferdebahn fahren?«

»Nein«, sagte Karl, »das geht nicht.«

Sie fuhren nach dem Westen der Stadt. Paul kam von London. Er hatte die großen Omnibusse gesehen, die Fülle der Droschken, die von hinten gelenkt wurden. Berlin erschien ihm unbelebt. Nur ein paar Droschken kamen, einige Equipagen mit zwei Pferden und Kutscher und Lakai, kleine Arztkupees, ein paar Lastwagen. Aber als sie tiefer in die Friedrichstraße kamen, dachte Paul, hier beginnt's. Die weißgrauen zweistöckigen Häuser wurden abgerissen. Daneben stieg Gerüst um Gerüst himmelan. »Das werden alles Geschäftshäuser«, sagte Karl. Da stand schon eines, vier hohe Etagen, vier Giebel, ein Eckturm, sämtliche Renaissancemotive an einem Haus wie das Rathaus einer alten Stadt. Es war ein Geschäftshaus für eine Bleistiftfirma. Firmenschild in schwarzem Glas und goldenen Buchstaben. Etagenhohe Glasschaufenster. Daneben der Bau einer Lebensversicherung mit einer drei Meter hohen Siegesgöttin auf dem Dach.

Eines der kleinen Häuser stand schon ohne Dach, halb abgerissen, man sah noch den Stuck, zierliche Rokokokränze. Auf der Leiter standen die Maurer – Herrgott, was für Kerle! – zwischen Himmel und Erde und fuhrwerkten wie die Berserker, um alles dem Erdboden gleichzumachen. Man sah in ein Zimmer, feine weiße Tapete mit grünen Efeugirlanden. Der Maurer schlug hinein. Es flog der Staub.

»Schade«, sagte Paul.

»Wie meinst du?«

»Schade um das Haus.«

»Das ist doch wohl nicht dein Ernst! Sieh nur diese großartigen neuen Renaissancegebäude, da ist Großzügigkeit und Fortschritt, da offenbart sich der Kunstsinn. Berlin wird Weltstadt. Und das hier ist die berühmte Straße Unter den Linden«, sagte Karl. »Du willst dich also selbständig machen? In welcher Branche?«

»In Schrauben«, seufzte Paul, »später habe ich an Maschinen, vielleicht Gasmotoren gedacht.«

»Gasmotoren?« sagte Karl, »wäre mir unheimlich.«

»Man muß abwarten«, sagte Paul. »Als Angestellter hat man ein ruhigeres Leben.«

»Warum willst du denn ein Fabrikant werden?«

»Als Angestellter lebt man in ewiger Unsicherheit, kann jeden Tag entlassen werden.«

»In meiner Firma hat gestern der erste Buchhalter fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert. Aber unsere Firma ist auch etwas Besonderes. Wenn Herr Zink einen anspricht, fühlt man sich wirklich geehrt, und was sie für Weihnachtsgratifikationen bezahlen – kolossal!«

»Es ist schön, daß du so anständige Chefs hast, aber in einem fremden Geschäft weiß man doch nie, was passiert. Man steckt nicht drin.«

»Wie kannst du so was sagen?« rief Karl empört. »Zink & Brettschneider ...«

Sie schwiegen.

»Dort ist die Wilhelmstraße. Das Palais vom Reichskanzler und das Auswärtige Amt, dort werden die Schicksale der Völker entschieden. Kutscher, halten Sie.«

Sie saßen still. Ehrfurcht überkam sie. Dort hinten lebte Bismarck, der große Kanzler.

Der Kutscher drehte sich um. »Heute is parlamentarischer Bierabend. Sind alle da, der kleene Windthorst von der Zentrumspartei und dann die Konservativen, Kleist-Retzow, den fahr' ich alle Tage, wenn er in Berlin is, und sogar Eugen Richter. Und dann is da der Herr von Vollmar, so'n süddeutscher Herr.

Der hätte seine fünfzig Gäule im Stall und Kutscher mit Kokarde, würden Sie denken. Is aber nich. Is Sozialdemokrat. Jawoll, Sie. Der is für das arbeitende Volk. Und wenn die Herren fremd sind, das da is das Brandenburger Tor, wo die Truppen einmarschirt sind 70/71, oben die Quadriga. Die haben se falsch aufgestellt. Na, is doch schön mit die vielen Ferde. Und das da is das Palais Redern.«

»Schönes Palais«, sagte Paul.

Trommelwirbel ertönte. Durch das Tor kam ein Hofwagen, der Leibjäger mit weißem Federbusch, er und der Kutscher schwarz und silbern. Der alte Kaiser in Generalsuniform. »Hoch«, »Hoch«, »Hurra«, »Hurra«.

»Seine Majestät kommt von Babelsberg herein. Muß was los sein«, sagte der Kutscher.

»Schon gut«, winkte Karl ab.

»Es hätte mich sehr interessiert, was der Mann meint«, sagte Paul.

»Wahrscheinlich wegen des bulgarischen Konflikts.«

»Wir haben ja Bismarck.«

»Ja, unser Bismarck.«

Hinter dem Brandenburger Tor begann der märkische Sand. Sie hielten.

Ein Wächter kam, der eine Glocke schwang, hinter ihm fuhr die Eisenbahn.

»Das hört jetzt bald alles auf«, entschuldigte Karl Berlin.

»Der Magistrat weiß, was er der Haupt- und Residenzstadt schuldig ist. Solch veraltete Sachen passen ja wirklich nicht mehr in die heutige Zeit.«

»Ach, das würde mich nicht so sehr stören. Aber die Stadt ist ohne jeden Charakter, scheint mir. Die Linden sind ja ganz schön. Aber dieses sonstige Durcheinander. Und wo in aller Welt soll ich denn noch hinkarjolen?«

»Ich habe dir ein Zimmer im Westen gemietet. Der Westen ist das Kommende, weißt du.«

Da hielt der Kutscher mit einem Ruck. Alle Wagen standen. Und nun sah Paul Pferde kommen, breitbrüstige, große braune Pferde, erst zwei, dann vier in einer Reihe, fünf Reihen, acht-

zehn Pferde. Die Kutscher in blauen Blusen liefen daneben, die Peitschen erhoben. Und dann kam es: ein Lastwagen, ächzend drehten sich die Räder, und darauf stand sie, glänzend, grün lackiert, Messing und Kupfer, blinkend und strahlend, die große Babel, Lilith, Schöpferin und Zerstörerin zugleich: die Dampfmaschine, die Lokomotive. Zwei Bahnbeamte liefen hinterher und ein Schutzmann.

Paul war aufgestanden. Neudeutschland begrüßte ihn. Nicht das Brandenburger Tor, nicht die Linden waren Berlin, – *das* war Berlin: achtzehn Pferde, die eine Lokomotive zur Bahn brachten. Noch waren die Dichter nicht erstanden, die die Melodie der neuen Zeit sangen, aber Paul fühlte sie: »Quer durch Europa von Westen nach Osten rittert und rattert die Bahnmelodie!« Nicht die Häuser waren das Wesentliche dieser Stadt, sondern das, was zwischen den Häusern sich bewegte. Wagen voll mit gleichen Kisten, »New York« stand darauf. Wagen voll mit gewaltigen Paketen, »London« stand darauf. Paul sah Handwagen mit neuen Nähmaschinen und Handwagen mit Fensterahmen und Handwagen mit Kinderwagen und Frauen mit großen, schwarzen Bündeln. Er wußte nicht, daß dies die Berliner Konfektion war, Frauen, die Röcke zum Zwischenmeister brachten. Aber er sah: das war Berlin. Auch für ihn würde es Arbeit bereit halten, Möglichkeiten, Maschinen, Kohle, Dampf und Motoren.

»Da wären wir also«, sagte Karl. »Laß mich die Droschke bezahlen.«

»Was sind das für Geschichten!« sagte Paul.

»Nein, das laß ich mir nicht nehmen«, sagte Karl.

»Und der Koffer?« fragte Paul und sah den Kutscher an.

»Ick kann doch det Ferd nich hier allein lassen.«

»Sie bekommen auch ein Trinkgeld«, sagte Karl sehr großartig.

Karl bezahlte den Kutscher, der mit dem weißen Zylinder, dem blauen Kutscherkragen und der roten Weste mit Silberknöpfen im Zimmer stand. »Jute Injewöhnung«, sagte er.

Paul packte nicht aus. Morgen wollte er gleich ein billigeres Zimmer suchen, denn er gedachte lange in Berlin zu bleiben.

Dann nahm er seine Schreibmappe, in die seine Schwestern ein großes Monogramm gestickt hatten, und schrieb nach Hause: »Das ist hier eine sehr häßliche Stadt, in die so bald keiner zum Vergnügen reisen wird. Aber es ist alles sehr für den Gewerbefleiß prädestiniert, und der Fortschritt wird hier nicht aufgehalten wie in Kragshiem.«

7. Kapitel

Eine Empfehlung

Paul verließ früh das Haus, um einen Brief vom Bankgeschäft Effinger aus Mannheim auf der Post abzuholen.

Seine Bitte um einen Kredit war abgelehnt worden. Als Paul das mittags im Restaurant erzählte, war Karl empört: »Unerhört.«

Paul sagte: »Vielleicht würden wir grad so handeln, wenn wir älter wären. Wir haben noch gar nicht bewiesen, daß wir etwas leisten.«

»Aber wir sind doch Neffen.«

»Du kennst sie doch, für sie ist ein Verwandter ein unsichererer Kunde als jeder Fremde. Ich werde ihnen eine genaue Spezifikation geben, den Kundenkreis beschreiben, meine übrigen Vermögensteile ...«

Schnell kam die zweite Ablehnung: »Wir sehen keinen Vorteil in Schrauben. Gebr. Effinger sind keine Industriebank, und überhaupt wird in Berlin ein solcher Schwindel mit Gründungen getrieben ... Wir haben genug von dem Wiener Krach. Wir haben nur sichere Debetsaldos. Mit Hochachtung ...«

»Eine Frechheit«, sagte Karl. Paul verbarg den Ärger und fühlte sich gedemütigt.

Er schlug Adreßbücher nach und orientierte sich über alle Industrien, die Schrauben brauchten. Der Vater bot ihm 5000 Mark an, dazu kamen seine eigenen Ersparnisse in Höhe von 5000 Mark.

»Ich bräuchte noch 10000 Mark zum Anfangen.«

Er schrieb an Ben.

Der antwortete postwendend:

»Mein lieber Paul!

Ich habe Dein 1. Schreiben vom 24. cr. erhalten. Benutze gern die Gelegenheit, Dir auch von meinem Ergehen Mitteilung zu

machen. Ich habe mich mit einem Mädchen aus erstem Hause verlobt. Meine Braut ist ungewöhnlich schön, und ich gehe einem glücklichen Leben entgegen. S. G. W.

Ich werde mit der Mitgift eine Fabrik für Werkzeuge neuester Konstruktion in London errichten. Die Verhältnisse in England sind ungemein angenehm. Es kümmert sich kein Mensch um die Errichtung einer Fabrik. Polizeiliche Vorschriften gibt es überhaupt nicht, soweit ich es übersehe. Obgleich es also keinerlei Arbeiterschutz gibt, fühlen sich die Arbeiter nicht schlechter als in Deutschland. Beweis: Es gibt hier keine sozialistische Bewegung. Es scheint mir so, als ob hier eine Art von Sozialismus auf dem Wege der Faulheit eingeführt worden ist. Die Herren, denn auch die Arbeiter sind Herren, arbeiten genau so viel, so lange und so schnell, wie es ihnen paßt. Hinzukommt, daß sie alle ihr eigenes Häuschen haben und so jener sittliche Tiefstand fortfällt, den die Mietskaserne hervorbringt. Im übrigen ist mir ein fauler Arbeiter, der nicht aufsässig ist, lieber als ein fleißiger, der mein Feind ist. Es ist eine merkwürdige Sache um die hiesige Freiheit. Die Leute brechen in Jubel aus, wenn sie die Queen sehen – aber das Parlament hat ihr keine Mitgiften für ihre Kinder bewilligt.

Was nun Deine Anfrage wegen eines Kredites betrifft, so bin ich bereit, Dir eine Empfehlung an das Bankhaus Oppner & Goldschmidt zu geben, und zwar an Emmanuel Oppner selber. Er ist ein alter Achtundvierziger, hat in der Pfalz mitgekämpft, ist nach Paris geflohen, wo er sehr bald die Revolution an den Nagel hängte, offenbar angewidert von der fruchtlosen Verschwöreratmosphäre der Emigranten. Er trat bei Leroyfils ein. 1866 kehrte er nach Deutschland zurück als begeisterter, mir zu begeisterter Deutscher und wurde von Bismarck bei der Einführung der Goldwährung zugezogen. Er hat in Berlin eine Goldschmidt geheiratet und ist zugleich in das alte Bankhaus eingetreten.

Goldschmidt sowohl wie Oppner sind Juden geblieben. Goldschmidt ist sogar sehr fromm. Er ist mit einer Petersburgerin verheiratet und sehr wohlthätig, hat das Asyl für Obdachlose gestiftet, und es heißt, daß niemand vergeblich bei ihm klopfe.

Sein Bruder ist ein bekannter Rechtsgelehrter. Es ist also eine hochgebildete und höchst angesehene Familie. Eine Bankverbindung dorthin wäre außerordentlich günstig für Dich. Es ist eine merkwürdige Idee von Dir, ohne genügendes Kapital anzufangen.

Bevor Du endgültige Entschlüsse faßt, möchte ich im Anschluß an unser letztes Gespräch in London Dich noch einmal fragen, ob Du Deine Pläne nicht doch lieber hier verwirklichen willst. Ich weiß, daß Du mich für einen Verräter an allen Idealen hältst, an Thron, Vaterland und Altar, aber ich möchte Dich auf eine kleine Broschüre aufmerksam machen. Sie heißt ›Die goldene Internationale‹ und ist das gemeinste Pamphlet gegen die Juden, das Du Dir denken kannst, und verfaßt – von einem hohen Richter!! Das ist hier undenkbar! Zum Teil hängt das mit der Verachtung des Kaufmanns und des von diesem verdienten Geldes in Deutschland zusammen. Der Kaufmann gilt als ein besserer Betrüger und, sobald er Jude ist, nur noch als ein Betrüger. Es gibt keinen Respekt vor kaufmännischer Redlichkeit und Ehre, denn es gibt nur einen Respekt vor militärischer Ehre. Hinzukommt, daß man mit humanistischen Idealen keine Karriere machen kann, wahrscheinlich in den meisten Ländern, daß man aber mit Antisemitismus aufsteigt zum Hofprediger, Volksführer und Reichstagsabgeordneten. Es ist der leichteste Weg zum Gipfel. Siehe Stöcker. Dies gebe ich Dir zu bedenken. Die großen und von reinstem Willen erfüllten Gestalten im deutschen Volk verschwinden immer mehr. Also überleg noch einmal.

Nun leb wohl. Sei herzlich begrüßt von Deinem Dich innig liebenden Bruder Ben Effinger.«

8. Kapitel

Besuch im Comptoir

Ludwig Goldschmidt, ein kleiner, dicker Mann im langen Gehrock mit einem runden, schwarzen Vollbart, sagte zu seinem Schwager Emmanuel Oppner:

»Ich gehe noch zu einer Kuratoriumssitzung des Armenvereins. Eugenie und ich haben beschlossen, ein Altersheim für gebrechliche Alte zu stiften. Ein sehr geeignetes Grundstück hat mir Brinner schon angeboten. Die Soloweitschick-Werke haben 15 % Dividende ausgeschüttet. Phantastisch, was die Industrie in Rußland für Verdienstmöglichkeiten hat, und sie scheint von allein zu gehen. Mein Schwager ist schon wieder mal in Paris.«

»Übrigens, weil du von Brinner sprachst, er hat mir das Haus von Mayer angeboten«, sagte Emmanuel Oppner.

»Ein schrecklicher Fall! Ist mit der Nachmittagspost noch was gewesen?«

»Für 200 000 Papiere von Gebrüder Effinger aus Mannheim. Die Mitteilung auf einem abgerissenen Zettel und natürlich ohne Porto, das müssen wir tragen. Die setzen noch die alte Tradition fort.«

»Ein solides Haus«, sagte Goldschmidt.

»Weil du solide sagst: es ist noch eine Mitteilung von einem neugegründeten Bankhaus gekommen, ich muß dir direkt mal die Briefbogen zeigen. Hast du schon mal einen solchen Briefkopf gesehen?«

»Na, ja«, sagte Goldschmidt, »aus Wien! Was willst du, Wiener Schwindler. In Wien sind sie doch alle großenwahnsinnig. Da sind mir die kleinlichen Effingers mit ihrer Abwälzung der Portospesen schon lieber.«

Der Lehrling Hartert brachte die Messinglampe.

»Laufen Sie und holen Sie mir Stöpel.« Stöpel war ein

Droschkenkutscher, der jahraus, jahrein Ludwig Goldschmidt fuhr. Fragte man ihn, warum er nicht Pferd und Wagen habe, so sagte er: »Wozu, ich habe doch Stöpel.«

»Adieu«, sagte Ludwig, »grüß zu Haus.«

»Gleichfalls«, sagte Oppner.

Es klopfte. Oppner wurde eine Karte gebracht: »Paul Effinger. Kragshiem.« Kragshiem war durchgestrichen. Dabei lag ein Brief.

»Nehmen Sie bitte Platz«, sagte Oppner und zeigte neben seinen Schreibtisch, wo der grüne Schirm über der Petroleumlampe ein ungemein angenehmes Licht verbreitete. Beide Hände an der Schreibtischplatte, wippte er mit dem Stuhl nach hinten: »Sie wollen sich also selbständig machen und eine Fabrik gründen? Warum denn?«

Paul war erschrocken: »Verzeihen Sie mir, Herr Oppner, aber auf diese Frage bin ich nicht vorbereitet.«

»Ihr Bruder Ben schreibt mir das. Ihr Bruder Ben ist ein ehrgeiziger Jüngling, liebenswürdig, weltlich, mit klaren Zielen. Wenn er Phantasie hätte, er hat wahrscheinlich keine, so schwebte vor seinem geistigen Auge ein Haus in Mayfair und ein Parlamentsgestühl. Aber Sie, Sie sind nicht ehrgeizig, das sehe ich an Ihrem Anzug und an Ihrer Visitenkarte. Warum wollen Sie eine Fabrik gründen?«

»Ich verstehe Sie nicht, Herr Oppner, ein junger Mann muß doch ein Streben haben. Ich möchte doch nicht immer Angestellter sein.«

»Das verstehe ich, aber, sehen Sie, ich habe einmal berechnet, ob sich die Industrie überhaupt lohnt. Sie lohnt sich nicht. 90 % aller Fabrikanten setzen ihr Geld zu. An Aktien ist auf die Länge der Zeit immer mehr Geld verloren als verdient worden. Reich wird der Mensch an Bodenrenten, Hausrenten, Grundstücken, als Bankier. Aber als Fabrikant? Sie sitzen da und denken sich: Komischer Bankier. Vergessen Sie nicht, ich bin in meiner Jugend Journalist gewesen. Aber, Herr Effinger, ganz ernst gesprochen: Sie laden sich so schwere Sorgen auf, wie Sie es bei Ihrer Jugend sicher nicht übersehen. Sehen Sie zu, daß Sie einen sehr kapitalkräftigen Teilhaber finden. Mit einem kleinen Kredit von uns ist nichts getan.«

Paul dankte und verabschiedete sich. Er machte einen so gedrückten Eindruck, daß Oppner zu ihm sagte: »Herr Effinger, lassen Sie sich nicht von meiner Absage niederdrücken, kommen Sie ruhig einmal wieder, wenn Sie einen Rat brauchen.«

Paul bekam eine zweite Empfehlung an das Bankhaus Birken. Birken war ein feudaler Herr. »Ein unbekannter junger Mann aus irgendeinem Nest, danke«, sagte er zu dem Anmeldenden. Paul saß im Vorzimmer und bekam einen ablehnenden Bescheid durch den Boten.

Ein anderer Bankier rümpfte die Nase: »Warum geben Ihnen denn die Gebrüder Effinger in Mannheim keinen Kredit?«

Paul setzte sich in ein Café und sah den »Arbeitsmarkt« durch. Vielleicht war wirklich alles Unsinn. Vielleicht sollte man eine Stellung suchen, bekäme Prokura, arbeitete sich hoch. Im Arbeitsmarkt stand eine Anzeige, die ihm gefiel. Er fuhr in sein trübseliges Zimmer, setzte sich hin und antwortete mit seiner schwungvollen Kaufmannsschrift, die wie gestochen aussah, schickte Lebenslauf, Photographie, Zeugnisse. Er sah auf das von Rawerk nie ohne eine gewisse Rührung. So große Leute und ... »zu unserer allergrößten Zufriedenheit ...«

Aus, dachte er, als der Brief im Kasten lag. Er stand noch einen Augenblick vor dem blauen Briefkasten, in dem er seine Hoffnungen begraben hatte: Ich wollte zwar zu Schlemmer gehen, aber wozu soll ich mir noch eine Fabrik ansehen?

Paul wartete in dem handtuchförmigen Hinterzimmer mit dem Blick auf die graue Mauer. Täglich wurde das Zimmer kahler. Jeden Tag trug die Wirtin ein anderes Stück davon, den Bettvorleger, die weiße gehäkelte Kommodendecke, die rote tuchene Bettüberdecke mit den Samtapplikationen. Jeden Tag trank er auf der roten Samtdecke mit der weißen Serviette den Kaffee, den ihm die Wirtin auf einem abgeschlagenen schwarzen Brett brachte. Dieses abgeschlagene schwarze Brett, diese rote Samtdecke, dieses schreckliche Hinterzimmer gaben ihm ein Gefühl der Redlichkeit, des Sparens, Einteilens und Hochhungerns.

Wenn er nicht nach Post sah, durchstreifte er die große Stadt. Eine kurzsichtige Stadtverwaltung hatte es erlaubt, daß die

Fabriken mitten in die Menschengesiedlungen gelegt wurden. Nur im Westen durften keine sein, weil bei den herrschenden Westwinden der Rauch sonst die ganze Stadt verpestet hätte. Vorn waren überfüllte Wohnungen, voll mit Kindern, Schlafburschen und Mädchen, hinten der Lärm und Gestank der Fabriken. Die Höfe waren erlaubtermaßen nur so groß, daß die Feuerwehrgewagen darin umkehren konnten. Sie waren mit einer Stange, an der die Teppiche geklopft werden konnten, und den Mülleimern ausgestattet. Paul ging durch diese trostlosen Straßen, voll mit Produkthändlern, voll mit getragenen Anzügen, die aus den Parterrefenstern hingen und monatsweise zu bezahlen waren, Armenviertel, wo weder Baum noch Strauch stand. Frauen standen vor den Türen, die keinen Frauen mehr glichen; sie hatten schmutzige blaue Schürzen über zu dicken Bäuchen oder zu mageren und waren alle alt. Sie regten sich über die Kinder auf, die gerade vor ihrer Tür Schmutz gemacht hatten, über Kohlen, die Frau Müller gerade vor ihrer Tür hatte fallen lassen, über die ekelhaften Dinge, die in die gemeinsame Wasserleitung zu gießen Frau Schneider nicht lassen konnte, über die Gemeinheit von Frau Schulz, die gerade ihr wieder den Boden zum Wäschetrocknen nicht überlassen hatte, und nun wohin mit der nassen Wäsche? Wohin, in das Zimmer, das so schon gräßlich genug war mit dem Geruch von Kleinkinderwäsche, aufgewärmtem Kohl und uralten Kleidern, mit seinen vier Betten und dem Herd noch dazu?

Er bewunderte trotzdem die Stadt, ihre Unendlichkeit, die Breite der Straßen, die neuentstandenen Häuser mit Türmchen, Erkern und vielem Stuck.

In der Nähe der Spree fand er alte Giebelhäuser und Kragheimer Stille. Blumenkästen hingen an den Fenstern. Kinder spielten Himmel und Hölle, und alle Gassen führten zum Fluß. An einem hellen Haus stand »Möbliertes Zimmer«. Eine alte Frau mit weißem Häubchen öffnete. Das Zimmer war groß und niedrig, ein handgestickter Teppich mit Rosen lag auf dem Boden, und Kirschholzmöbel standen an den Wänden.

»Es ist alles altmodisch«, sagte die alte Frau entschuldigend, »ich habe 1840 geheiratet, müssen Sie wissen. Aber ich rechne

Ihnen auch nur dreißig Mark inklusive Frühstück, und ich mache Ihnen ein nettes Frühstück.«

Paul nahm das Zimmer und gab als Anzahlung ein goldenes Zehnmarkstück.

Bald kamen die Zeugnisse zurück. Abgelehnt! Er rechnete. Seit bald sechs Wochen lebte er von seinen Ersparnissen, ohne das Geringste zu verdienen. Die Sache mit den Zeugnissen war ein harter Schlag. Er fand eine neue Annonce:

»Für eine Werkzeugmaschinenfabrik in Moskau wird bei hohem Salär ein erfahrener Leiter und Disponent gesucht, welcher mit allen Zweigen der Fabrikation gründlich vertraut ist. Gefl. Offerten unter S. M. an die Ann.-Exp. L. & E. Metzl & Co., Moskau, zu adressieren.«

Ich werde doch noch einmal zu Schlemmer fahren, dachte Paul.

9. Kapitel

Fabrik 1884

Er stieg in den alten Omnibus (»Es wird gebeten, die Pferde zu schonen«) und fuhr durch die Friedrichstraße. Hochblonde Mädchen mit Stöckelschuhen und Federboa und Wölbungen und den Hut hoch oben, und die verhängten Fenster des Café National, geheimnisvolle Lasterhöhle. Ein Krüppel aus dem Siebziger-Krieg, der Wachsstreichhölzer feilbot. Buchläden, Kliniken und wissenschaftliche Institute, dazwischen kleine, ganz kleine Schaufenster, die mit einer Spitzengardine verhängt waren und an denen »Weinstube« stand.

Überall wurde aufgerissen und abgerissen, der Boden umgepflügt, Rohre wurden hineingelegt für Wasser und Gas. Paul sah in die Erde. Das war das Neue. Das war es, was die Menschen brauchten. Die Engländer errichteten die erste Gasanstalt in Berlin. Ein Druck auf den Hebel, und Licht und Wärme war in den Wohnungen.

»Tja«, sagte einer, »det's alles doch wieder bloß für die Reichen.«

»Nein«, sagte Paul, »das wird allen zugute kommen.«

»Reden Sie sich das doch nich ein, lieber Herr, wir werden weiter uff'n Hof jehen und fünf Parteien eine Kabuse benutzen. Und von wejen den Jas. Da muß erst die Dividende für die Herren Aktionäre rauskommen.«

»Mensch, redst dir um den Hals«, sagte einer, der daneben stand, Mütze tief im Gesicht, »ein Wort, und du bist schon drin im Gefängnis!«

»Det wissen Sie wohl nicht, junger Mann, daß wir das Sozialengesetz haben. Aber Sie jeht det nischt an.«

Über die Straße kam ein Schutzmann mit blanken Nickelknöpfen, sah sie stehen, sagte: »Auseinandergehen!«

Paul wollte erwidern: Es wird doch noch erlaubt sein ... Aber er sagte nichts. Vielleicht hatte man recht, diese Sozis waren eine gefährliche Bande, die am liebsten alles zerstören wollte, alles leugnete, Familie, Staat, Religion.

Es begann die Vorstadt, Baracken und fünfstöckige Mietskasernen auf freiem Feld, Schuttplätze, zerbrochener Holzzaun und feierliche Mauer. An einem hohen eisernen Gitter stand: »Bella Vista«, dahinter lag ein hübscher Garten mit alten Bäumen und eine klassizistische Villa, auf deren Dach ein Schild angebracht war: »Schlemmers Maschinenfabrik«.

Ein Portier kam heraus. Paul ließ sich melden. Innerhalb des Wohnhauses lag Schlemmers Büro.

»Tach, Tach, junger Reisegefährte«, sagte Schlemmer, »was führt Sie zu mir, nehmen Sie Platz, sprechen Sie sich aus.«

»Sie waren damals bei unserer gemeinsamen Fahrt so freundlich, mir anzubieten, daß ich mir Ihre Fabrik ansehen kann. Ich folge Ihrer freundlichen Aufforderung.«

»Tja«, sagte Schlemmer breit und jovial, »dann wollen wir keine langen Vorreden halten, sondern immer rin ins Vajniejen.«

Sie betraten einen großen Raum, den man unwillkürlich als Saal anzusprechen geneigt war. Eine weiße Göttergestalt, auf Hellblau gemalt, sah in einer Ecke über ein Eisengestell und einen Lederriemen hinweg.

»Tja, da staunen Sie, junger Freund, das ist ein alter Tanzsaal, zu Zeiten der Revolution wurde hier noch das Tanzbein geschwungen.«

»Wo haben Sie eigentlich Ihren Schornstein?« fragte Paul.

»Schornstein? Da oben, der reicht.« Es war der Hausrauchfang. »Und wenn Sie noch was wissen wollen, den Betriebsdampf liefert ein Dampfkessel im Keller.«

Das war nun eine der angesehensten Berliner Maschinenfabriken, C.L. Schlemmer, 1852 gegründet, dachte Paul. Der Dampfkessel im Wohnungskeller.

»Woher haben Sie denn Ihre Maschinen bezogen?«

»Bezogen? Machen wir uns alles selber. Hier zum Beispiel machen wir ein Schiff!«

»Was, ein Schiff?«

»Jawohl, für das königliche Opernhaus, für Meyerbeers ›Afrikanerin‹. Und das da werden drehbare Gestelle, auf denen die Rheintöchter mit dem Bauch liegen und singen müssen. Wir haben immer hübsche Aufträge von den Theatern. Aber wir machen auch Dampfmaschinen.«

»Was für einen Typ?«

Schlemmer sah Paul verächtlich an: »Typ? Etwa nach Preisliste, wie die Amerikaner? Nein, Herr Effinger, so materialistisch sind wir ja noch nicht. Wir sind Handwerker, vielleicht Wissenschaftler, aber keine Geldmacher. Gewiß, die Dampfmaschine ist bereits erfunden, aber wir sind keine mechanischen Nachbeter geworden. Unsere Kunden werden noch individuell bedient. Ich habe noch nicht zwei gleiche Dampfmaschinen gebaut, und so verschieden sie waren, sie haben sich immer bewährt.«

»Wir haben gerade eine fertig, Herr Schlemmer«, sagte der Werkmeister.

Ein großer Teil der vierzig bis fünfzig Mann zählenden Arbeiterschaft hatte sich eingefunden. Da stand sie, der Kolben war als ionische Säule ausgebildet.

»Tja, ja«, sagte Schlemmer, »es muß immer auch was fürs Auge da sein.«

Tiefe Stille trat ein. Jede Maschine war ein Wagnis. Genaue Arbeit war unbekannt. Klappte alles, war's gut, sonst mußte man die Maschine wieder auseinandernehmen und die einzelnen Teile mit der Hand nachfeilen und passend machen.

Alle standen und warteten. Würde sie gehen?

Da stand Schlemmer, auf dem nackten Schädel den weichen Schlapphut des freiheitlichen Bürgers, da standen die jungen Comptoiristen, da stand Seine Majestät der Werkmeister, der keinen Ingenieur zuließ, und es standen da die Arbeiter, meistens gelernte Schlosser, die besten Arbeiter der Welt, klug und fleißig und ordentlich, die Männer vom Berliner Wedding, Sozialisten, aber königstreu, Marxisten, aber brennend aufmerksam, glühend für die Expropriation der Expropriateure, aber ebenso glühend für ihr Werk, die neue Dampfmaschine, für ihre Fabrik, für ihren Chef.

Jetzt, jetzt noch einen Augenblick, dann würde die Maschine anfangen müssen oder einen Knall geben oder puffen oder ... O Kolben, wirst du auf- und niedergehen? Heiliger Kolben, der du die Völker zueinanderführtest, der du Wärme brachtest, Licht und die Vielfalt der Dinge, die den Großeltern noch fremd waren?

Noch einen Augenblick! Und noch einen! Und nun begann sie zu laufen. Der Kolben ging auf und ab.

»Großartig«, rief Schlemmer, »sie läuft. Das ist wieder einmal ein feines Stück.«

Allgemeine Freude herrschte. Es hatte keinen Knall gegeben, keinen Bruch, die Maschine lief, bald würde sie arbeiten.

»Sie kommen an einem glücklichen Tag«, sagte Schlemmer. Der Werkmeister bekam einen Taler in die Hand gedrückt. Die Comptoiristen eilten beschwingt zurück an das Stehpult. Der Lehrling lief an die Kopierpresse.

Schlemmer zeigte Paul weiter die Werkstätten. Die Arbeiter standen an den Tischen und feilten mit der Hand oder behauten die einzelnen gußeisernen Stücke mit dem Meißel.

Paul wollte fragen: Was kostet Sie ein Kilo Dampf? oder: Was sind die Selbstkosten dieses Maschinenteils? oder: Bis auf wieviel Millimeter genau bohren Sie? Er fühlte, daß solche Fragen unmöglich waren, solche kalten, nüchternen, wirtschaftlichen Fragen. Das war amerikanisch, aber hier war man in Deutschland.

Hier irgendeine Frage nach dem Geld zu stellen wäre Zeichen einer niedrigen Gesinnung gewesen. Was kostet Sie das Kilo Dampf? konnte er Schlemmer sowenig fragen, wie er hätte einen Oberst von den blauen Husaren in Kragshiem fragen können: Na, und was verdienen Sie im Monat? Sicher verdiente Schlemmer sehr gut, aber nie hätte er zugegeben, daß er irgend etwas um des Erwerbes willen tat. »Man will den Menschen Arbeit geben«, pflegte er zu sagen, oder: »So trägt jeder auf seine Weise zum Fortschritt bei.« War eine Lokomotive ein Gegenstand zum Gelderwerb, oder gar ein Telegraph? Man gab der Menschheit schnellere Fortbewegungsmittel oder die Möglichkeit schnellerer Verständigung. Das hatte nur sehr entfernt etwas

mit Geld zu tun oder mit Wirtschaft. Eine Lokomotive, ein Telegraph, eine Dampfmaschine waren wissenschaftliche Arbeiten. Niemand würde fragen: Und wieviel hat Sie das Experiment, Pockenserum zu finden, gekostet? So konnte auch niemand fragen: Und was kostet es Sie, diese Lokomotive zu bauen?

Sollte er diesem selbstzufriedenen Mann seine Ideen auseinandersetzen? Ihm sagen, daß diese Form des Maschinenbaues teuer, ja verschwenderisch sei? Er wollte genaue Arbeit, weil er das für die Grundlage der Massenherstellung hielt, die allein die Ware verbilligen konnte, und billigere Ware, weil das Ziel alles Wirtschaftens die Versorgung der größtmöglichen Anzahl Menschen mit der größtmöglichen Menge Ware war. Wie konnte er das Schlemmer sagen, der so stolz war, weil seine Dampfmaschine mit dem ionischen Kolben überhaupt lief, und der doch einer der bekanntesten Berliner Maschinenfabrikanten war!

»Nun«, sagte Schlemmer, »Sie wollen also auch den Menschen Arbeit geben und auf Ihre Weise zum Fortschritt beitragen? Wie steht's denn mit Ihren Plänen?«

»Ich danke für Ihr ehrendes Interesse«, sagte Paul. »Ich dachte, mein Kapital würde reichen, eine kleine Drahtzieherei und Schraubenfabrik einzurichten, für die ich an die großartige englische Schraubenmaschine gedacht habe.«

»Was wollen Sie denn mit der großartigen Schraubenmaschine? Die kostet höchstens sehr viel Geld.«

»Aber ich kann damit so viele Schrauben fabrizieren, daß sie sich bald bezahlt macht.«

»Ich sagte Ihnen schon einmal, das lohnt sich nicht, mit billigen, einfachen Maschinen und Handarbeit erreichen Sie das gleiche.«

»Aber auch ohne die Schraubenmaschine kann ich nichts anfangen. Wenn ich alles Geld zur Einrichtung verwende, habe ich keinen Pfennig Betriebskapital mehr. Jeder kleinste Rückschlag kann mich umwerfen. Auf solche riskante Gründung möchte ich mich nicht einlassen. Wie wäre es, Herr Schlemmer, wenn Sie mir eine Unterabteilung einrichten würden?«

Schlemmer war etwas überrascht. Aber er war immer zu haben, wenn es etwas zu unternehmen galt.

»Ich weiß nicht recht, wie Sie sich das denken«, sagte er.

»Ich dachte, Sie stellen mir die Maschinen und Rohstoffe zur Verfügung und sind dafür am Gewinn beteiligt.«

Die Maschinen waren augenblicklich nicht voll benutzt. Die Rohstoffe, noch zu teuren Preisen eingekauft, lagen da, und täglich verlor Schlemmer Geld an ihnen. Kurzum, Schlemmer sah nur Vorteile.

»Wir wollen uns das noch mal'n bißchen beschlafen«, sagte er.

10. Kapitel

Der Anfang

Schlemmer war auf Pauls Vorschlag eingegangen, und Paul begab sich auf die Suche nach einem Fabriklokal.

Da gab es Höfe, wo von unten bis oben gehämmert und genietet wurde. Firmenschild über Firmenschild! Mäntelfabriken und Malzkaffee, Nähmaschinen und Kuh- und Schweinetröge, Regenschirmfabriken und Sesseltapezierer. In ein solches Haus wollte er ziehen, Maschinen aufstellen und Schrauben fabrizieren. In diesen Höfen aber war nichts zu finden.

Dagegen bot sich weit draußen eine alte leere Hufschmiede. Vorn war ein niedriges, einstöckiges Haus mit sechs Fenstern und einem dreieckigen Giebel über die ganze Front. In der Mitte war ein breiter Torweg, über dem ein großer, vergoldeter Pferdekopf hing. Vorn hatte der Hufschmied gewohnt, im Hof war die Schmiede gewesen und Remise und Stallungen für Wagen und Pferde. Hier waren die Pferde beschlagen worden vor den Planwagen, die aus Pommern und Mecklenburg kamen. Hier hatten die Fuhrknechte gehalten, bevor sie durchs Tor in die Stadt kamen. Die Eisenbahn hatte die Schmiede brotlos gemacht, und der Hufschmied Balthasar wollte seine Schmiede vermieten.

Paul dachte, daß er nicht nach Berlin gekommen war, um in einer verlassenen Hufschmiede Draht zu ziehen und Schrauben zu fabrizieren, in einem biedermeierlichen Haus, wo im Hof eine große Linde stand. Er wollte mitten drin sein in einem vielstöckigen Haus mit Quergebäude und Seitenflügel und vielen Höfen, jeder Hof wieder mit Quergebäuden und Seitenflügeln, kurz in einem »Industriehof«. Aber dann überlegte er, daß er bei der Hufschmiede durch die Ebenerdigkeit viele Transportkosten ersparte und daß es nichts Schöneres gibt als eine alte

Hufschmiede, wo die Linde gleich dabei steht. Gestern noch eine Hufschmiede, heute eine Eisenwarenfabrik, da würde man immer an die Vergänglichkeit gemahnt.

Die Menschen, dachte er, dünken sich so entsetzlich klug, seit sie an keinen Gott mehr glauben. Sie sind alle betrunken vom Glauben an den Fortschritt und an immer herrlichere Zeiten. Ich werde ruhig die Hufschmiede nehmen, wenn die Quadratmeterzahl richtig ist und auch sonst alles klappt und die Miete nicht gar zu hoch ist.

Der goldene Pferdekopf überm Torbogen blieb. Aufs Dach kam: Schlemmer & Effinger.

Die großartige Schraubenschneidemaschine bezog Paul aus England zugleich mit einem Monteur, den Ben ausgesucht hatte.

Am 1. Oktober 1884 trat das Personal an. Steffen, der Kassierer, ein pedantischer, kluger Mann, dessen Vater selber ein kleiner Fabrikant war, der bankrott gemacht hatte; Meyer, sommersprossig, mit roten Haaren, der Korrespondent; und Eberhard, der Laufjunge. Es kam der Monteur, Mr. Smith. Wahrhaftig ein Herr, der mit tiefer Verachtung auf alles herabsah, die Pfeife nicht aus der Schnauze ließ und großartige Frühstückspausen machte.

Am 1. Oktober 1884 schlug Steffen zum erstenmal die Kontobücher auf, in denen in hohen gotischen Lettern stand: »Mit Gott!«

Am 1. Oktober 1884 besuchte Karl seinen Bruder und überlegte, ob ein Fabrikherr zu sein denn nicht doch noch eine feinere Sache sein mochte als selbst bei einer so feinen Firma wie Zink & Brettschneider ein erster Angestellter. »Und wo ist dein Privatbüro?« fragte er und bekam einen Stuhl an einem hellhölzernen Schreibtisch gezeigt.

Am 1. Oktober 1884 kam ein Brief aus Kragshheim:

»Lieber Sohn!

Gott segne Deinen Einzug an diesem Tage. Er gebe Dir Kraft und Stärke und gebe Dir Frieden. Amen.

Wir hören mit Freuden, daß Du so gut in Deinen Absichten weiterkommst. Wenn Du weiter fleißig bist, arbeitsam und spar-

sam, und Pfennig auf Pfennig legst, kann es nicht fehlen. Hoffentlich reicht das Betriebskapital. Es können immer Rückschläge kommen, und ob C.L.Schlemmer mit durchhält, weißt Du auch nicht. Also weiter Gottes Segen und Grüße von Deinem

Dich liebenden Vater.«

Am 1. Oktober 1884 kam ein Gedicht, ein Traum von einer Drucksache, die Verlobungsanzeige von Mary F.Potter mit Ben K.Effinger (woher das K? dachte Paul), angezeigt von William V.Potter und seiner Gattin Winifred, geb. Beverly, London W.

Am 1. Oktober 1884 gingen die Zirkulare der Firma Schlemmer & Effinger hinaus:

»Hierdurch beehren wir uns, Ihnen die ergebene Mitteilung zu machen, daß wir am hiesigen Platze, Schönhauser Allee 144, eine Fabrik von Schrauben aller Sorten unter der Firma Schlemmer & Effinger errichtet haben.

Mit den besten Maschinen neuester Konstruktion versehen, sind wir in der Lage, ein den weitgehendsten Anforderungen entsprechendes Fabrikat zu den billigsten Preisen zu liefern. Auf Wunsch kommen wir mit Mustern und Preiskurant näher und bitten ergebenst, uns mit Ihren gefl. Aufträgen zu beehren, die wir stets zu Ihrer Zufriedenheit ausführen werden.

Indem wir höflichst ersuchen, von unserer nachstehenden Handzeichnung Kenntnis zu nehmen, empfehlen wir uns

hochachtungsvoll

Schlemmer & Effinger

Paul Effinger.«

Am 1. Oktober 1884 kam auch Schlemmer, groß, mit braunem Vollbart, und guckte sich leichthin die Fabrik an. Dann schlug er Paul auf die Schulter und sagte: »Na, junger Freund, nun wollen wir das mal begießen.« Und ging mit ihm eine Flasche Wein trinken.

II. Kapitel

Bankier Oppner kauft ein Haus

Es war Sonntag, den 22. März, an einem schönen Vorfrühlingsstag, daß Oppner zu seiner Frau Selma sagte: »Du sitzt und handarbeitest. Die reinste Penelope. Wir wollten uns doch das Haus in der Bendlerstraße ansehen. Es ist Kaisers Geburtstag, das ist ein gutes Datum für einen Untertan Seiner Majestät. Das Haus ist zwar schon ein bißchen draußen, aber der Tiergarten ist nah, und ins Geschäft habe ich die Pferdeeisenbahn. Das Haus gehört übrigens Bankier Mayer.«

»Ach dem, der bankrott gemacht hat«, sagte Selma. »Ich glaube, er hat sehr groß gelebt – ich bin ja immer für das Einfache.«

»Aber ich glaube nicht, daß er daran zugrunde gegangen ist, trotzdem ich dir zugestehe, die Leute leben seit Anno siebzig alle über ihre Verhältnisse.«

»Und du willst ein Haus kaufen!!«

»Aber, liebe Selma, die Gegend hier wird eine reine Geschäftsgegend. Dann werden die Kinder erwachsen, jedes soll sein eigenes Zimmer haben, wo willst du denn hier Zimmer für alle vier Kinder hernehmen? Und dann möchte ich dir einmal eine Rechnung aufmachen ...«

Selma hörte zu, während sie unausgesetzt rote Kreuzstiche in einen Kanevas stickte. »Du entschuldigst«, sagte sie, »ich verstehe gar nichts davon, und dann muß ich gerade das Muster auszählen.«

Sie zählte, zog einen roten Faden durch, wo sie neu anfangen mußte. »Ich muß dir sagen, am liebsten ließe ich alles beim alten. Ein Umzug bringt viel Arbeit. Die Kronen passen nicht, die Gardinen auch nicht. Haben wir zwanzig Jahre in der Klosterstraße gewohnt, können wir wohl auch weiter hier wohnen.«

»Du bist aber doch noch keine alte Frau, sondern schön und achtunddreißig Jahre. Wenn *ich* das sagen würde, der ich vierundfünfzig zähle! Wir haben Töchter, wir müssen repräsentieren. Du hast immer sehr wenig nach der Welt gefragt, das ist ein Fehler.«

»Ich glaube, im Gegenteil«, sagte sie hochmütig. »Wir haben das doch nicht nötig. Man weiß, wer wir sind.« Sie stand auf, legte mit einem schweren, sorgenvollen Seufzer die große Kanvasdecke zusammen, setzte einen kleinen, schwarzen Kapotthut mit Federn und Blumen auf, zog einen schwarzen Samtmantel an, der weit nach hinten hinausstand, und sagte mit einer Miene, als machte sie sich mit ihrem Manne auf, einem Leichenbegängnis beizuwohnen: »So, nun können wir ja gehen und uns dein Haus ansehen.«

Sie gingen durch den Tiergarten auf einem Sandweg, an dem nur einige wenige Landhäuser standen, hell geputzt mit grünen Läden. Vor dem Tor des Hauses wartete bereits Herr Brinner mit einem älteren Herrn, der sehr vornehm aussah.

»Ah, Herr Mayer«, sagte Frau Oppner mit dem gebührenden Abstand gegenüber einem Bankrotteur.

»Ich will mir gestatten, den Herrschaften selber mein Haus zu zeigen«, sagte Mayer.

»Ja«, sagte Brinner, »auch der ehrlichste Makler kann ein Objekt nicht so gut kennen wie der Eigentümer selber.«

Sie gingen auf die andere Seite, um das Haus recht zu betrachten. Es war ein hellgraues, schönes, klassizistisches Haus, mit einem großen Erker mit korinthischen Säulen und einem griechischen Giebel. Der Putz bröckelte ab.

»Es ist leider etwas vernachlässigt«, sagte Mayer. »Das Haus war sehr schön, als mein Vater es bauen ließ. Es ist noch von Persius. Die Originalpläne haben Sie wohl, Herr Oppner. Wir haben seit 1840 gar nichts geändert.«

»Na, das sieht man ihm aber auch an«, sagte Selma unliebenswürdig.

Herr Mayer behielt Haltung, er war ein feiner Bankier der alten Schule, viel nach Paris gereist, auf englischen Rennen gewesen, hatte in Baden-Baden und Monte Carlo gejeut. Nun war

es aus. Die Ausschüttung betrug 75 %. Aber das war schon übel genug.

»Ist das Haus nicht sehr hell und kalt und unbehaglich?« fragte Selma.

»Ja, es ist altmodisch«, sagte Mayer, »mein Vater war sehr fürs Konservative.«

»Man kann es ja modernisieren«, meinte Oppner begütigend.

»Auf alle Fälle wollen wir's uns doch mal ansehen«, sagte Brinner mit seinem Berliner Tonfall. »Immer rin, meine Herrschaften, immer rin in die gute Stube. Über das Geschäftliche kann ja später, wenn die gnädige Frau nicht mehr dabei ist, gesprochen werden.«

»Sicher«, sagte Oppner, »meine Frau versteht ja glücklicherweise gar nichts von Geschäften.«

Direkt hinter der Haustür begann eine kleine Treppe, an deren Ende eine große bronzene Flora mit einer Laterne stand. Über einen Vorplatz kam man an einem weißen Schrankzimmer vorbei in den großen Salon. An die Wände war eine Pergola neben die andere gemalt, grünes Gitterwerk mit Kletterrosen und Tauben. Das Zimmer war mit weißen Empiremöbeln eingerichtet und machte einen ungemein feudalen und altmodischen Eindruck. Daneben lag das Eßzimmer mit einer Terrasse, von der ein paar Stufen in den verwilderten Garten führten. Das Eßzimmer war anmutig gotisierend, mit einer blauen Decke mit goldenen Sternen und Mahagonimöbeln, die mit blauem Rips bezogen waren. Daneben lagen zwei weitere Zimmer. Eins hatte eine halbrunde Erweiterung mit Fenstertüren bis zum Fußboden. Oben waren noch einmal fünf Zimmer. Es war ein schönes, geräumiges, bürgerliches Haus mit einem klaren, einfachen Grundriß.

Frau Oppner sagte: »Mir ist das zu kahl. Sie mögen ja an den Sachen hängen, aber für uns müßte das Haus sehr verändert werden. Wir haben vier Kinder, und ich bin nicht für Geselligkeit, ich bin nämlich immer für das Einfache.«

»Aber, liebe Selma«, sagte Oppner, »wir werden natürlich diese alberne Schäferspielerei mit rotem Seidendamast überkleben, und ins Eßzimmer müßte eine goldgepreßte Ledertapete kommen.«

Mayer machte einen Anlauf, um die Sachen zu retten: »Die Malereien sind sehr gut.«

»Aber doch ganz veraltet«, sagte Oppner. »Sie müssen mir das nicht übelnehmen, aber man ist doch jetzt für das Behagliche und Warme, kurz und gut für das Bürgerliche, wenn Sie wollen, auch etwas Reiche. Aber so grüne Gitter mit Schäferei und Rosen, nein, Herr Mayer, das kann sich der Inhaber der Firma Oppner & Goldschmidt nicht leisten. Das sieht ja aus, als wollten wir geradewegs ins 18. Jahrhundert zurück und hier Menuett tanzen. Aber so alle Tage ›Reich mir die Hand, mein Leben, komm auf mein Schloß mit mir‹, das ist nichts für einen alten Berliner.«

»Natürlich, das geht alles zu machen«, sagte Brinner. »Und dann die Gegend, Herr Oppner, ich sage Ihnen, die Gegend ist Zukunft. Die machen jetzt so'n Betrieb mit dem Grunewald, aber da draußen, wo sich die Eulen gute Nacht sagen, das mag ja ganz hübsch zu wohnen sein, aber 'ne Kapitalsanlage ist es nicht. Und 'ne Kapitalsanlage ist doch auch immer 'ne gute Sache.«

»Ja, ja, natürlich«, sagte Oppner, ein bißchen peinlich berührt, daß Brinner nun so alles vor Mayer sagte.

»Und wo sind die Räume für das Personal?« fragte Selma.

»Im Souterrain.«

Sie gingen hinunter.

»Hier unten«, sagte Oppner, »müßten wir noch eine altdeutsche Trinkstube haben, einen grünen Kachelofen und alles holzgetäfelt und ein großes Faß. Wenn man zapfen kann, kommt erst die richtige Gemütlichkeit. Wenn ich denke, daß wir hier unten so'ne richtige Trinkstube machen können und ein Treppchen nach oben ins Eßzimmer, da könnten wir eine reizende Geselligkeit ausüben. Und man kann auch das ganze Haus sehr gemütlich kriegen, glaube mir, Selma, wir werden dann so große Öfen anschaffen, und alles hübsch dunkel machen und Kassetendecken. Kurzum, mir gefällt es sehr gut.«

Inzwischen ging Selma und sah die Küche und die Keller Räume an.

»Übrigens, Herr Mayer«, sagte Oppner. »Sie verzeihen, daß

ich ganz offen davon rede, Sie befinden sich in Zahlungsschwierigkeiten. Das Haus gehört doch zur Masse.«

»Natürlich, Herr Oppner«, sagte der alte Bankier. »Es wird alles versteigert. Wir sind nicht gewohnt gewesen, jemandem etwas schuldig zu bleiben. Wir haben Unglück gehabt. Der Gotthardtunnel ist ein Wunderwerk menschlichen Geistes. Aber ein Bankier soll sich nicht begeistern.«

»Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich bin wirklich dagegen, daß sich Bankiers in Phantasien verlieren.«

»Ich habe das leider getan. Diese großartige Erschließung der Alpen. Das Saumtier sucht im Nebel seinen Weg. Es sucht nicht mehr. Bequem im Bett jener neuen Schlafwagen durchfährt man eine Strecke, die unsere Väter noch voll Furcht vor Räubern mühselig erkletterten. Der Gotthardtunnel war nicht nur eine Aktie, war nicht nur ein Papier, der Gotthardtunnel war eine menschliche Leistung, die der Unterstützung wert war. Nicht für irgendwelche Bleibergwerke, in denen Eingeborene unter elenden Bedingungen ein menschenunwürdiges Dasein führen, habe ich mein Geld gegeben, nicht für die Dividende einer Lumpensortieranstalt, sondern für ein großes Werk des menschlichen Geistes. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell. Es kam ein Wassereinbruch, das grandiose Werk erlitt die schrecklichste Unterbrechung, und die Aktien sanken ins Bodenlose.«

»Ich weiß«, sagte Oppner, »ich war auf der Börse, als die Nachricht kam. Es war ein schwarzer Freitag. Vermögen verfielen in einer Stunde.«

»Mein erster Gedanke war: die Aktien behalten. Der Tunnel wird eines Tages gebaut sein, dann steigen sie wieder. Aber wie das so ist – man riet mir, sie schleunigst zu verkaufen, bevor sie ganz schwarz werden. Ich tat es. Leider tat ich es. Seitdem war mein Schicksal besiegelt. Den Verlust von einer Viertelmillion konnte das Geschäft nicht ertragen, dazu noch bei einem jungen Fabrikanten fünfzigtausend Mark. Ich habe sehr vorsichtige Geschäfte gemacht. Aber die Zeiten sind unsolide. Jeder gründet, man redet einem zu, und eines Tages sind die Leute bankrott. Dieser furchtbare Krach vom Jahre 73 hängt uns allen noch

nach. Ich habe gekämpft und gekämpft, jetzt bin ich ein verlorener Mann. Sie sind oben, ich bin unten. Aber ich hoffe, es soll kein Mensch bei mir einen Pfennig einbüßen.«

»Hoffe ich auch«, sagte Oppner streng, »das Fallissement eines Bankiers schädigt den ganzen Stand. Tja, um auf den Hauskauf zurückzukommen, Herr Brinner sagte mir, dreihundert Mille.«

»Und keinen Pfennig darunter. Das Haus ist es wert. Ich bemühe mich, daß es nicht verschleudert wird. Jeden Pfennig weniger entziehe ich meinen Gläubigern und damit meiner Ehre.« Die beiden Herren erhoben sich von den Stühlen. Oppner reichte Mayer die Hand: »Ich will Ihnen nur eins sagen, ich verachte Sie nicht.«

»Ich danke Ihnen«, sagte Mayer gerührt, und er geleitete die drei aus dem Haus, nicht ohne Frau Oppner anmutig die Hand zu küssen.

Herr Brinner meinte: »Ist'n schönes Haus, nich wahr? Ich stelle es Ihnen mit dreihundertfünfzig Mille an.«

»Es müßte renoviert werden, sehr stark sogar. Aber es ist ein schönes Haus. Wie gefällt es denn dir, Selma, du sagst doch wieder gar nichts? Du mußt doch auch mit drin wohnen?«

»Ach, ganz gut. Aber wir werden doch nun gar nicht zur Ruhe kommen vor lauter Handwerkern.«

»Das mit den Handwerkern wird alles nicht so schlimm werden, meine liebe Selma. Ich komme nachher zu Ihnen ins Büro, lieber Brinner. Ich bringe bloß erst meine Frau nach Hause. He, Droschke!«

Oppner und Brinner wurden dann schnell einig. Eine Stunde später nahm Oppner dreihundert braune Tausender aus der Brieftasche und legte sie auf Brinner's Tisch.

12. Kapitel

Aus Biedermeier wird achtziger Jahre

Das Haus in der Bendlerstraße wurde nahezu dunkelbraun angestrichen. Im Korridor wurde die blaßblau gestreifte Tapete heruntergerissen und dafür eine dunkelrote geklebt. Es kam ein Holzstamm als Kleiderständer hinein, an dem mehrere kleine, holzgeschnitzte Bären teils hochkletterten, teils unten saßen. Dazu ein Tisch mit einer silbernen Visitenkartenschale.

Rechts das Schrankzimmer blieb. Oppner fand es sehr hübsch mit dem weißen Anstrich und den goldenen Streifen, aber die Jugend des Hauses war absolut dafür, diese Zeichen einer überwundenen Klassizität zu verbannen.

»Wenn ihr schon ein solch altmodisches Haus kauft«, sagte Annette, die schöne Achtzehnjährige, »statt eine moderne Villa bauen zu lassen, mit Türmchen und einem Lug-ins-Land und einem Erker mit Tritt, dann müßt ihr wenigstens alles dunkel und behaglich streichen lassen, statt so kalt und unfreundlich hell.«

Theodor, der Aesthet, knapp siebzehnjährig, Lehrling im Hause Oppner & Goldschmidt, war selten mit seiner Schwester Annette einer Meinung, weil er sie für eine Pute hielt, diesmal aber war er auch für dunkel.

Im großen Salon wurde die Schäferei mit rotem Seidendamast überspannt, nur die Decke blieb, die Decke aus Wolken und Putten, die Annette töricht genug fand. Das Eßzimmer, in dem die leicht gotisierenden Möbel gestanden hatten und der blaue Himmel mit den goldenen Sternen schwebte, bekam eine kostbare, braun-goldene, mit roten Wappen versetzte Ledertapete. Ein Geweih, an dem künstliche Trauben waren, wurde als Beleuchtungskörper aufgehängt, und schwere geschnitzte Stühle mit hohen Lehnen wurden um einen schweren Eichentisch ge-

stellt. An der Wand stand ein Büfett mit Türmen und Giebeln, auf dessen Füllungen Schnitzereien waren, Fische, Vögel und sonstiges tote Getier. Die Decke wurde künstlich geschwärzt und bekam große Balken.

In den großen Salon kamen Möbel aus schwarzem Ebenholz mit rotem Damast, in die Mitte ein kreisrundes Sofa, auf dem man ringsum Rücken an Rücken sitzen konnte, das nicht zum Unterhalten, sondern nur zum Engagiertwerden da war und in dessen Mitte eine Palme stand. Der kleine Salon erhielt graue Samtmöbel mit Gobelin. Der Erker wurde um eine Stufe höher gelegt. Die bis zum Boden reichenden Fenster wurden durch höher gelegene ersetzt. Die alten Möbel aus der Klosterstraße waren nur noch gut für die Kinderzimmer. Dorthin kamen die geschweiften Mahagonisofas der sechziger Jahre und die kleinen Kommoden aus Nußholz und die langen Spiegel.

Am meisten aber mußte für die Toilette getan werden. Oppner beschloß, Watercloset einzubauen. In den weißen Schüsseln war in Blau das englische Wappen abgebildet: »Dieu et mon droit«. Oppner fand das ein bißchen komisch, in der Klosettschüssel: »Dieu et mon droit!« Aber was den Engländern gut war, konnte den Deutschen wohl billig sein. Der englische Vertreter bot ihm noch weiter verschiedenes an, was für die Ausstattung eines erstklassigen WC unerlässlich war. So z. B. eine Rolle, von der man perforierte Papierstreifen abrollen konnte und die mit einer bronzenen Platte an der Wand befestigt wurde. Auf der bronzenen Platte war ein Relief mit Löwe und Einhorn, den englischen Wappentieren, und darunter stand: »The Crown's fixture.« Es war sehr teuer.

Ein englischer Meister überwachte den Einbau. »Lauter so neumodische Sachen«, sagte Hoff, der alte Malermeister, »früher sind wir alle auf 'n Hof gegangen, hat auch seine Richtigkeit gehabt, jetzt bringen sie lauter so neumodisches Zeug auf, Wasserspülung und Fayencebecken und lauter so Sachen.«

»Was 'n das?« fragte er, als »The Crown's fixture« gebracht wurde.

»Da werden gebracht Papierrollen drauf«, sagte der Engländer. Der alte Malermeister schüttelte den Kopf. »Die schönen

Malereien im alten Salon müssen wir überkleben, und in die Gelegenheit lassen sie vom Englishman alles Mögliche einbauen, ohne das wir alle bis gestern glücklich gewesen sind. Keen lieber Gott mehr, aber Wasserspülung. Das ist die neue Zeit!«

»Das ist nicht die neue Zeit«, sagte der Schreiner Geselle Kärnichen, ein junger Dachs. »Wissen Sie, was die neue Zeit ist? Daß wir jetzt Fensterrahmen im Akkord arbeiten, zwei in der Woche mit Profil und nach Zeichnung.«

»Da kann ja nischt Gutes bei rauskommen«, sagte der Malermeister, »das is ja a rechtes Gelumpe.«

»Sehnse, das sage ich ja auch. Nachher passen die Fenster nicht, müssen noch mal rausgenommen werden, kommen noch mal zurück in die Werkstatt. Wer zahlt's? Die Firma. Aber meinen Sie, die Leute werden deshalb klüger? Und dabei ein Hungerlohn!«

»Na, Sie werden auch nich ewig Geselle bleiben. Wie alt sind Sie denn?«

»Achtzehn.«

»Na, Mensch, so 'n Küken, so 'n Kiekindiewelt, da habnse ja erst 'n Jahr ausgelernt. Wart' mal ab, wirst eines Tages selbständig.«

»Selbständig, na, Meister, sind Sie denn mit Spreewasser getauft? Ohne Kapital? Sie sind woll 'n bißchen komisch. Der Mensch ohne Kapital is 'n Prolet und kommt sein Leben lang zu nischt. Koalition ist die Parole, Streik um höhere Löhne. Mensch, selbständig! Der Kapitalismus marschiert. Das ist alles der Mehrwert, von dem hier so 'ne Villa gebaut wird. Nee, ich bin für Revolution! Wie lebt denn unsereins? Schlafstelle und keen eigenes Bett, und wenn ich mit meine Grete ausgehn will, weiß ich nich wohin.«

»Wenn de richtig sparst, dann haste bald selber 'n Kapital, von dem de anfangen kannst. Wie hat's denn unsereins jemacht? Jeden Fennich haben Mutter und ich auf de Sparkasse getragen, und dann hab' ich mir von de Spargroschen die Rüstung gekauft, und nu hab' ich schon selber zwei Gesellen.«

»Na ja, das ist alles früher gewesen. Aber heute? Zwölf Stunden Arbeit, und wenn de krank bist, liegste auf der Straße, und

wenn de arbeitslos bist, liegst auf der Straße, und wenn de bettelst, lochen se dir in. Und wenn de injelocht warst, denn kriegste keene Arbeit mehr, weil de injelocht warst. Ich hab 'n großen Bruder bei der Partei.«

»Da kann ja nischt aus dir werden«, sagte der Malermeister.
»Ihr jungen Leute seid ja alle verdorben. Kein Gott, kein König und kein Vaterland.«

»Ganz richtig, guter, alter Mann. Ihr Alten seid ja die Verräter an der Revolution. Aber die Jugend marschier.«

»Na, nu liefer mal erst deine Fenster ab und mach dich nicht unglücklich, du kannst ja ins Gefängnis kommen, mit so 'n Jerede!«

13. Kapitel

Krise

Emmanuel Oppner saß im Comptoir. »Hast du schon die Zeitung gesehen?«

»Nein«, sagte Ludwig, »sie kam eben erst.«

»Kupfer notiert wieder 2 Prozent niedriger, Baumwolle 3 Prozent. Man muß jetzt sehr vorsichtig disponieren. Die Aktien fallen überall. Das Haus hätte ich jetzt bestimmt 20 000 Mark billiger bekommen.«

Emmanuel Oppner saß beim Mittagessen.

»Ich möchte fürs Haus etwas Küchenwäsche anschaffen«, sagte Selma.

»Warte noch etwas«, sagte Emmanuel, »es wird jetzt alles billiger. Ich will auch noch mit dem Anschaffen von Teppichen warten.«

Helene Mainzer, geborene Effinger, in Neckargründen, schrieb an ihren Lieferanten: »Die diesjährige Lieferung an Baumwollstoffen – glatten und faconierten – möchte ich stornieren. Die Kundschaft hält sehr mit dem Einkauf zurück und verlangt billigere Preise.«

Auf den Halden in England häufte sich die Kohle. In den Eisenwerken häuften sich die Knüppel. In Amerika wurde geerntet. Wie eh und je pflückten die Schwarzen die Baumwolle, das Leintuch auf dem Kopf. Wie eh und je schnitten die Farmer in Kanada den Weizen. Die Baumwolle kam in großen Haufen zusammen, sie wurde auf Schiffen verschifft, der Weizen kam in die großen Silos und wurde auf Schiffen verschifft. Die Ernte war riesig, fruchtbar war die Erde. Die Preise sanken.

Rotgesichtige Männer im Zylinder standen in der Börse zu Liverpool. Wie hoch stand die Baumwolle? Sie wurde billiger.

Alle Ware wurde billiger. Die Händler kauften nicht. Sie würde noch billiger werden.

Am 1. Oktober erhielt die Firma Schlemmer & Effinger für einen Zentner Schrauben 21 Mark. Am 1. April 15 Mark. Den Draht hatte Schlemmer mit 44 Mark in Rechnung gestellt. Der Tagespreis am 1. April war 32 Mark.

»So geht es nicht weiter«, sagte Paul. Aber auch für 15 Mark wollten die Leute seine Schrauben nicht. Hörte man auf zu bauen? War die Welt mit Schrauben versorgt?

Steffen sagte: »Die Haldner Werke liefern Schrauben für 13 Mark. Sie haben die neue Fabrik fertig. Sie wollen doch die Werke vor dem Stilliegen retten.«

»Nun ja, für Leute mit Kapital ist es immer noch besser, mit Verlust zu arbeiten, als die Produktion ganz einzustellen.«

»Sie müssen aus dem Vertrag mit Schlemmer heraus«, sagte Steffen.

»Ja, aber wie? Der Vertrag hat doch für mich nur Nachteile. Haben Sie schon an die Schlosserei von Witte geschrieben? Die Leute wollen doch Bescheid haben. Und Eberhard soll hinüberlaufen zu Kosterlitz und sagen, daß die Schrauben in vier Stunden drüben sind. Rufen Sie Mr. Smith.«

»Sind die Schrauben in vier Stunden fertig?«

»Ich nehme an, Sir.«

»Was heißt das, Sie nehmen an?«

»Gott, Sir, es klappt doch alles nicht so. Wir wissen nicht, wieviel Ausschuß dabei ist, wieviel gut werden. Ich werd' mal zusehen.« Er zeigte in jedem Wort, daß Paul von seiner Gnade abhängig war. Wenn es ihm nicht paßte, würden die Schrauben eben nicht in vier Stunden fertig sein. »Wir haben in Birmingham nie so rasche Bestellungen angenommen. Wenn die Leute die Schrauben in sechs Stunden haben, wird es auch gehen.«

Paul wollte noch am Nachmittag eine Annonce aufgeben und einen Monteur suchen. Hatte man das nötig, dieser Smith, dieser feine Herr, der einem immer das Gefühl gab, man mache alles verkehrt? Aber wichtiger noch als Smith war eine Bespre-

chung mit Schlemmer. Er mußte durchhalten. Diese 10 000 Mark ersparten Geldes durften nicht verlorengehen. Es war nicht auszudenken. Nicht vor Kragenheim, vor Ben, vor Helene, vor Karl, vor Willy. Warum hatte Ben es so leicht, warum er so schwer? Warum hatte er so entsetzliche Sorgen? Ben nie, Karl nie.

Er nahm seine Bücher mit nach Hause und begann zu rechnen, zu rechnen, zu rechnen. Aber je länger er rechnete, um so trübseliger erschien ihm alles. In diesen sechs Monaten war alles verloren worden. Die schwarzen Wände fielen auf ihn. Die Lampe blakte, ein scheußlicher Petroleumgeruch verbreitete sich. Es war kalt im Zimmer. Mit Karl sprechen? Aber das dachte er nur einen Augenblick. Höchstens mit Steffen. Sie hatten 20 000 Mark Schulden. Und die Preise sanken. Das teure Rohmaterial lag da. An jeder Schraube war ein Verlust. Liquidieren, dachte Paul. Nach sechs Monaten. Meine Firma. Nein! Der Kampf ums Dasein. Die Verwandten in Mannheim würden triumphieren. So junge Leute müssen sich ja selbständig machen! Können's nicht abwarten, würden sie sagen. Und hätten sie nicht recht mit allem, was sie sagen würden? Schuldenmacher! Ja, das war er. Ein Schuldenmacher, der die Leute ums Geld gebracht hatte.

Er stand, die Stirn an der Fensterscheibe, eine Hand am Riegel. O mein Gott, es war nicht meine Schuld. Ich habe von früh bis spät gearbeitet, ich habe mir nichts gegönnt, und dennoch bin ich so weit, ein Bankrotteur zu sein. Ich konnte nichts dafür, daß der Preis des Zentners Schrauben von sieben Taler auf fünf Taler sank und daß ich Eisen liegen hatte, das teurer war als nachher die fertigen Schrauben. Aber mit einem bankrotten Kaufmann hat niemand Mitleid. Ein Kaufmann, der Schulden hat, die er nicht bezahlen kann, ist ein Lump. Andere Leute, die Unglück haben, werden bemitleidet, ein Kaufmann verachtet. Was man sonst für ein Mensch ist, danach fragt keiner. Mit dreiundzwanzig Jahren ist mein Leben kaputt. Und was gehen mich diese Schrauben an, diese kleinen Dinger, zehn Sorten gestuft? Was? Bin ich überhaupt dazu nach Berlin gegangen, um Schrauben zu fabrizieren? Ich wollte Gasmotoren

fabrizieren, Gasmotoren, damit kann man alles bewegen, auf der Erde, im Wasser, in der Luft. Die Luftdroschke wird kommen, Halteplätze auf den Häusern. Mit so einem kleinen Gasmotor wird man pflügen können und eggen. Der Mensch wird aufhören, ein Lasttier zu sein, einen gebeugten Rücken zu haben.

Aber vielleicht waren es solche Gedankengänge, wegen deren er bankrott machen mußte. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Wollte Gott, daß der Mensch sich erhebe, ihn zu überlisten? Gott? Wer glaubte noch an Gott? Darum war das Leben so grausam geworden. Gott tröstete den Schwachen. Aber das moderne Leben war nur für die Starken da. Wer den Kampf ums Dasein nicht bestand, der wurde auf den Müll geworfen. Das nannte man dann die Auslese der Besten. Mit welchen Mitteln man diesen Kampf bestand, begann gleichgültig zu werden. Die Menschen dünken sich sehr klug, weil sie die Elemente beherrschen gelernt haben. Keiner rechnet mit einer neuen Sintflut. Das alles kann nicht gut ausgehen.

Er ging zurück zu seinen Kontobüchern.

Eberhard, der Laufjunge, dieses grünesichtige Berliner Kind, sprang am nächsten Morgen zu Schlemmer, um zu fragen, ob Herr Effinger ihn wohl um halb elf aufsuchen könne.

Schlemmer gab Paul kaum die Hand. »Sie kommen ziemlich spät zu mir, Herr Effinger. Sie sind sozusagen fertig, habe ich gehört. Von andern.« Schlemmer war schon ganz Verachtung. Er warf Paul die Worte »Massenfabrikation, Verbilligung, Kalkulation« ins Gesicht.

Paul ging darauf nicht ein. »Herr Schlemmer, ich wollte Sie bitten, den Vertrag zu lösen.«

»Na, das ist ja großartig«, sagte Schlemmer. »Mir gehören die Maschinen und Rohstoffe, mit denen Sie es nicht fertiggebracht haben, Geschäfte zu machen, und statt daß ich zu Ihnen komme und sage: Mein lieber Herr, nun aber Schluß hier, ich nehme mir für den Betrieb einen anderen Mann, wollen Sie mir den Vertrag kündigen.«

»Ich habe gedacht, es liegt Ihnen nichts mehr an dem Vertrag. Die Maschinen und Rohstoffe können Sie zurückbekommen.«

»Ja, jetzt, wo alles die Hälfte wert ist. So'ne Geschäfte möchte ich auch machen.«

»Herr Schlemmer, Sie scheinen sich offenbar über die Lage nicht ganz klar zu sein, verzeihen Sie mir, wenn ich das einem gewiegten Geschäftsmann sage. Sollte ich bankrott machen, gehören Maschinen und Rohstoffe zur Masse.«

Sie verhandelten, Schlemmer überließ ihm Rohstoffe und Maschinen. Aber Paul mußte sie doch sehr teuer bezahlen.

»Und die Abfindung?« fragte Schlemmer.

»Was für eine Abfindung?«

»Nun hören Sie mal, ich habe alle Sorgen mit Ihnen geteilt und Ihnen überhaupt erst den Anfang ermöglicht, und ich trete großzügig zurück, überlasse Ihnen das Feld, da ist es doch selbstverständlich, daß ich eine Abfindung bekomme.«

Sorgen hat er mit mir geteilt, dachte Paul, großartig, einmal kommt er, steckt die Nase rein, trinkt eine Flasche Wein mit mir, schon hat er Sorgen geteilt. »Ich biete Ihnen 2000 Mark Abfindung.«

»Was«, sagte Schlemmer, »Sie wagen es, mir ein Trinkgeld anzubieten? Nee, wissen Sie.«

»Entschuldigen Sie, ich habe nur beschränkte Mittel. Sagen wir 2500 Mark.«

Schlemmer überlegte einen Augenblick. Die Rohstoffe wurden 15 % teurer gerechnet, als sie notierten, dazu 2500 Mark, auch die Maschinen brachten tüchtig.

»Ich bin ja kein Kaufmann«, sagte Schlemmer. »Mir ist das alles nicht so wichtig, also lassen wir es dabei. Ich wollte nur noch sagen der Ordnung halber, es wurden von mir ein Glastintenfaß und ein Bürostuhl mehr geliefert als aufgeführt.«

Paul wollte antworten: Dafür habe ich aus Versehen einen Tintenlöscher aufgeführt, der mein Eigentum ist, Preis 50 Pfennig. Aber er ließ es.

Als Paul in die Fabrik zurückkam, standen Scharen von Männern davor.

»Wenn ich Geld bekäme, könnten Sie Arbeit bekommen«, sagte Paul, »ich habe keine, es tut mir sehr leid.«

»Herr Karl Effinger wartet im Büro«, sagte der Portier und hielt den Hund fest.

»Was ist denn mit dir los?« fragte Paul. »Haben Zink & Brettschneider pleite gemacht?«

»Ja.«

»Wie, diese alte Firma?«

»Ja, die haben einen Riesenabschluß auf Weizen gemacht, und wir können nicht abnehmen. Es ist ja eine wahnsinnige Ernte. Die Welt wird überschwemmt mit Weizen. Es ist entsetzlich. Vor deiner Fabrik stehen auch die Arbeitslosen. Man spricht von Krawallen im Rheinland. Also kurz und gut, willst du mich aufnehmen? Ich habe 5000 Mark, und Vater würde mir noch 5000 geben zum Anfangen.«

»Aber du kannst doch nicht dein Geld in ein Unternehmen geben, das noch nicht weiß, wie es sich vor dem Bankrott retten soll.«

»Ach, ehrlich gesagt, wo finde ich eine Stellung? Ich habe schon gesucht, aber man findet nichts.«

»Mir wäre ja mit deinem Geld fürs erste geholfen. Aber du begibst dich in schreckliche Sorgen. Überleg's dir gut. Steffen soll dir die Bücher zeigen.«

»Ich hab' nicht viel zu überlegen.«

»Also Steffen soll dir doch die Bücher zeigen. Eines Tages kommst du und machst mir Vorwürfe.«

»Das einzige, was ich möchte, wäre ein eigenes Büro.«

»Aber Karl, in einem Augenblick, wo wir mit jedem Pfennig rechnen müssen, um überhaupt durchzukommen, hast du keine anderen Sorgen als ein eigenes Büro?«

»Wenn die Kundschaft kommt, sieh mal, da möchte man doch an einen Schrank gehen, einen Likör rausnehmen oder eine Zigarre ...«

»Also erstens kommt zu uns keine Kundschaft, sondern nur Leute, die uns was verkaufen wollen, und die größten Geschäfte sind in den ältesten Lokalen gemacht worden. Du müßtest mal englische Kontore sehen. Über die Weltproduktion verhandeln

sie auf einem alten, schwarzen Ledersofa mit weißen Knöpfen vor rußigen Wänden.«

Das Kontor kam nicht. Aber Karl besorgte sich einen geschnitzten Stuhl mit Engelsköpfen und ein Messingschreibzeug mit mehreren Tintenfassern.

Paul bezahlte die dringendsten Schulden. Es blieben nur noch wenige tausend Mark. Wenn sich die Preise einigermaßen hielten, kam man durch.

14. Kapitel

Waldemar Goldschmidt

Dr. jur. Waldemar Goldschmidt, Privatdozent an der Berliner Universität, stand am Fenster seiner Wohnung Unter den Linden und las einen Brief.

»Hochverehrter Herr Kollege!

Es ist mir nicht nur eine Pflicht, sondern eine Angelegenheit des Herzens, Ihnen zu schreiben. Ich habe unablässig Ihre Anstellung gefordert, erbeten, erbettelt. Die Antwort ist entweder Stillschweigen oder Bedauern, ein grundsätzliches ›Unmöglich‹ trotz Anerkennung Ihrer Werte, Ihres Charakters und Ihrer Verdienste um die Wissenschaft. Ich sage es Ihnen mit schwerem Herzen, allein ich bin es Ihnen schuldig, es ist keine Aussicht für Sie, in Preußen eine Anstellung zu erhalten.

Es liegen Ihnen nur zwei Wege vor. Lassen Sie mich über den ersten mit voller Freiheit reden.

Ich muß an Sie die Aufforderung richten, die Lavater an Mendelssohn richtete: ›Wenn Sie die wesentlichen Argumentationen, womit die Tatsachen des Christentums unterstützt sind, richtig finden, zu tun, was Klugheit, Redlichkeit, Wahrheitsliebe Sie zu tun heißen, was Sokrates getan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte ...‹ Ich bin überzeugt, daß die Person und Persönlichkeit Jesu von Nazareth Sie angezogen hat, je mehr Sie sie weltgeschichtlich betrachten, um so mächtiger wird sie Ihnen werden. Paulus' Gesicht wiederholt sich ewig in solchen Gemütern.

Sollten Sie nicht als Sohn Israels noch größere Seligkeit in der Religion der Liebe und der Menschheit finden als ich, der heidnische Germane? Ich bin fest überzeugt, daß Sie, wenn Sie diese Seligkeit einmal geschmeckt, Ihrer nie vergessen können, ohne Ihr Bestes aufzugeben.

Und dann erst, wenn Sie ganz die Liebe Gottes im Sohn empfinden, also auch in der Menschheit und ihren Geschicken, werden Sie auch die Seligkeit empfinden, ein Vaterland zu haben. Und zwar welches, dem Geiste nach! Das Bundesvolk der Neuzeit, das Volk Gottes der Zukunft wie der Gegenwart!

Es wäre unwürdig, wenn Sie zum Christentum übertreten wollten, weil sich Ihnen dann eine glänzende Aussicht auf Wirksamkeit und Ansehen und Wohlstand eröffnet: allein es wäre Ihrer auch nicht würdig, wenn Sie den Schritt nicht mit Ihrer tiefsten Seele auffassen wollten, weil Preußen Ihrem Stamm nicht das Lehramt in die Hände geben will, ohne daß er sich unserm angeschlossen hat: nicht aus Fanatismus, sondern aus Furcht vor dem Literatentum. Ich habe nur wenige Worte über die zweite Alternative zu sagen. Wenn Sie zu uns treten wollen, blüht Ihnen nirgends eine so herrliche Wirksamkeit wie in Preußen. Wenn Sie nicht diesen Schritt tun können, so müssen Sie sich durch England selbständig machen ...«

Waldemar las nicht weiter. Er setzte sich rasch an den am Fenster stehenden Schreibtisch und schrieb:

»Hochverehrter Herr Kollege!

Ihnen zu sagen, wie sehr ich Ihnen für Ihren Brief danke, dazu ist meine Feder zu schwach. Ich will Ihnen auf eine so ernste Frage mit tiefem Ernst antworten.

Die Judenfrage ist für mich immer eine Christenfrage gewesen. Alle werden wir eines Tages vor die welthistorische Entscheidung gestellt. Meine Antwort kann nicht die Mendelssohns sein: ›Wäre nach diesem vieljährigen Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vorteile meiner Religion ausgefallen, so hätte sie notwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Ich begreife nicht, was mich an eine dem Ansehen nach so überstrenge, so allgemein verachtete Religion fesseln könnte, wenn ich nicht im Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt wäre ...«

Ich bin nicht von ihrer Wahrheit überzeugt. Ich bin ein Liebhaber Jesu, wie Sie es richtig sehen ... Ich wünschte, die Essener hätten gesiegt und nicht die Pharisäer. Aber ich wünschte auf der anderen Seite, der Spruch des Konzils von

Nicäa wäre anders ausgefallen und Jesus nicht für gottgleich, sondern für gottähnlich erklärt worden. Man kann die Evangelien nicht gleichsetzen mit der Kirche. Aber selbst wenn ich, der ich die Evangelien in meinem tiefsten Glauben anerkenne, wenn ich über den Zwiespalt zwischen Kirche und Bergpredigt hinwegkäme – und ich komme nicht darüber hinweg –, so kann ich mich heute und hier niemals taufen lassen. Denn was bedeutet das? Bedeutet es wirklich nur eine innere Entscheidung? Nein, auch Ihr Brief, sogar Ihr Brief, beginnt mit dem Bedauern über eine mangelnde Beförderung, um weiterzugehen mit der Forderung nach dem Bekenntnis zu Jesus von Nazareth. Genau das geht nicht. Jesus von Nazareth vertritt die Liebe, vertritt die Gewaltlosigkeit, er vertritt in der höchsten Gestalt etwas, wozu ich nicht aufhören werde mich zu bekennen, das Recht des Schwachen, des Mühseligen und Beladenen. Sich aber heute in meiner Situation zu Ihm zu bekennen heißt, die Mächtigen anzuerkennen, es ist ein Kotau vor der Macht. An sich schon schlimm genug. Aber verbunden mit der Erlangung eines Vorteils, was sage ich, eines Vorteils, verbunden mit der Erreichungsmöglichkeit aller Wirklichkeitswürden, die es gibt, ist es die Entsagung von aller Selbstachtung und Menschenwürde.

Ich gehöre zu einer verachteten Rasse und bin ein Bürger zweiten Ranges in Deutschland. Aber ich habe einen Vorteil, der sich eines Tages zeigen wird: Ich bin durch meine bloße Existenz als Jude ein Zeuge für die Kraft des Geistes und der Gewaltlosigkeit. Die Synagoge des verfolgten Juden, dieses kleine, versteckte Stübchen, ist der letzte Rest der römischen Katakomben, der letzte Rest und Zeuge für jene Macht des Geistes, die Rom besiegte.

Wenn das Christentum eines Tages wieder verfolgt sein wird, wenn ein neuer Nero erscheint, dann wird der Tag da sein, wo sich der Jude dazugesellen kann, wo er, der Verfolgte, sich den Verfolgten anzuschließen vermag.

Bis dahin, bis also der Tag für den Messias reif ist, werde ich, während Gog und Magog einander zerfleischen, dort stehen, wo der Platz eines Kämpfers für das Recht ist, bei den Juden.

Mit der tiefsten Ehrerbietung
Ihr
Waldemar Goldschmidt.«

Er hörte auf zu schreiben. Was bedeutete dieser Brief? Er bedeutete den Verzicht auf die Professorenschaft an der Berliner Universität, den Verzicht auf alles, was es an geistiger Anerkennung gab, einen dornenvollen Weg über private Arbeiten, über wissenschaftliche Jahrbücher, den Mangel an Mitarbeitern, an Studenten, die Unmöglichkeit, breit und öffentlich für die eigenen Ideen zu wirken. Man ließ sich taufen und hatte von einem Tag auf den anderen alle Möglichkeiten. War es nicht falsch, was er geschrieben? So im ersten Impuls, ohne viel zu überlegen, verletzt, empört? War es nicht wichtiger zu wirken? Er würde sie umgestalten können, die veralteten Landrechte und das veraltete Strafrecht mit seiner Todesstrafe für Kindesmörderinnen, mit seinen hohen Strafen für Eigentumsdelikte und seinen niederen Strafen für Roheitsdelikte. War es nicht unsinnig, sich selbst auszuschalten? Wille, Kraft zum Guten lahmzulegen, weil ein Schritt mißdeutet werden konnte, der im Inneren längst vollzogen war?

Er ging an den Bücherschrank, nahm das zerlesene Heine-Exemplar heraus: »Da kam Jesus Christus und riß das Zeremonialgesetz nieder, das fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er sprach sogar das Vernichtungsurteil über die jüdische Nationalität. Er berief alle Völker der Erde zur Teilnahme an dem Reiche Gottes, das früher einem einzigen auserlesenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menschheit das jüdische Bürgerrecht.«

Was hielt ihn? Die Familie? Emmanuel war durch jede Form von Begeisterung zu überzeugen. Und Ludwig? Für Ludwig wäre sein Übergang ins Christentum die große Tragödie. Für Ludwig wäre er nichts als ein Verräter an der jüdischen Allgemeinheit, er würde ihn austreichen. Aber was dann? Ewiger Privatdozent oder Rechtsanwalt? Rechtsanwalt, was war das? Entweder eine dumme, einträgliche Zivilpraxis, Gründung von Aktiengesellschaften, Übertragung von Grundstücken. Und immer wieder der Kampf der Menschen um Besitz. Oder Straf-

praxis. Und hier alle fünf Jahre ein großer Fall und sonst alle menschliche Dummheit, Niedrigkeit, eine Fülle von Psychopathien aller Art. Die Gefängnisse waren nicht angefüllt mit Unschuldigen, wie eine neue Lehre es glauben machen wollte, sondern mit Kranken und Minderwertigen.

Dafür das Leben hergeben? Nein! Also wirklich weiter an den Grundlagen arbeiten. Einsam, allein, der Weg über das Buch.

Über dem Brandenburger Tor, über dem Tiergarten sank die Sonne. War die Welt nicht weit, die Natur nicht groß, das menschliche Leben nicht interessant? War er nicht begnadet, daß er dies alles, die ganze unermessliche Größe und Schönheit der Welt begriff, fühlte, roch, sah, schmeckte, hörte? War nicht unter seinen Füßen die unerforschte, unendliche Erde und diese geliebte Stadt Berlin, deren Wachsen er gesehen hatte, deren Menschen er kannte, deren Sprache er liebte? War er nicht unabhängig, war er nicht frei?

Waldemar, groß und breit, mit einem langen, braunen Bart, trat vom Fenster zurück, ging an seinen Schreibtisch. Mit einem tiefen Glücksgefühl schrieb er das Kuvert, legte den Brief hinein, klebte die Marke darauf. Dann setzte er seinen Hut auf und ging über die abendlichen Linden, um den Brief in einen Kasten zu werfen und sich in die Konditorei Kranzler zu setzen, ein freiwilliger Zuschauer des Lebens.

15. Kapitel

Schraubengeschäft

In diesen schweren Tagen traf Paul einen Bekannten, mit dem er bei Rawerk gelernt hatte. Paul freute sich, ihn zu sehen, und fragte, ob sie nicht irgendwo zusammen essen wollten.

»Ich esse in der Volksküche«, sagte Fischl hochmütig. »Du kommst doch sicher dahin nicht mit?«

»Warum denn nicht?«

»Du bist doch unter die Kapitalisten gegangen.«

»Ich? Ich habe ein Fabrikgeschäft aufgemacht.«

Der andere schwieg.

»Was hast du denn?«

Paul kam an den Tisch. Fischl gab ihn bald preis.

»Auch so ein Aussauger«, sagte einer.

»Du warst ja immer ein Sklave der Bourgeoisie«, sagte Fischl.

Paul verstand kein Wort. »Du sprichst, als ob ich in die Lüde-ritzucht gekommen wäre, mitten nach Innerafrika.«

»Echt«, sagte einer.

»Was verlangt ihr von einem Kapitalisten?« sagte der andere.

Paul bat um Aufklärung.

Fischl fragte ihn, ob er schon was von Karl Marx gehört habe.

»Flüchtig«, sagte er.

»Daß es dem Arbeiter schlechtgeht, gibst du doch hoffentlich zu?«

»Ja.«

»Warum wohl?«

»Weil wir in der Krise sind und weil es den Fabriken schlechtgeht.«

Ein Hohngelächter antwortete ihm.

»Weil der Kapitalist dem Arbeiter nicht den vollen Verdienst bezahlt, sondern den Mehrwert einsteckt.«

»Um ihn zu verprassen«, rief einer.

»Ich merke nicht viel vom Mehrwert«, sagte Paul.

»Vielleicht, weil du ihn in Form von Bankzinsen weitergeben mußst«, wollte ihm Fischl zu Hilfe kommen. »Er ist da. Und die kleinen Existenzen werden immer mehr von den großen verschluckt« – Paul nickte –, »bis zuletzt die Vertrustung so groß ist, daß es nur noch einen Herrn gibt, der alle anderen aussaugt. Dieser Letzte wird gestürzt, die Ausgesaugten bemächtigen sich der Produktionsmittel, und alle sind nun Herren der Produktionsmittel. Diese Krisen haben ein Ende. Diese wahnsinnigen Krisen, wo es ein Unglück ist, wenn die Ware billiger wird, statt daß es ein Glück wäre.«

»Das ist schon richtig«, sagte Paul, »aber alles andere? Warum soll denn der Kapitalist wünschen, daß der Arbeiter arm ist?«

»Weil er ihm sonst nicht zu Löhnen arbeitet, die ihn reich machen. Sieh dich um, in die Mietskasernen stopft man die Menschen, so dicht man kann, in Keller und Böden, um eine hohe Grundrente zu bekommen. Die letzten Grünplätze werden verschachert. Man läßt sie achtzehn Stunden arbeiten und zwanzig. Vertierte, ausgelaugte Menschen. Nur um dem Kapitalisten ein fettes, faules Leben zu gewähren.«

»Das scheint mir eine neidische Philosophie zu sein«, sagte Paul und verabschiedete sich rasch.

Er ging in sein Comptoir zurück. Dieser gelbe Schreibtisch, dieses hohe Pult mit Steffen und Meyer, dieser dünne Eberhard, vierzehnjährig im Herrenanzug, das war seine Welt.

»Herr Effinger«, sagte Steffen, »hier lese ich gerade, von der preußischen Bau- und Finanzdirektion wird eine Submission auf 5000 Zentner verzinkten Eisendraht und 2000 Zentner vernickelte Schrauben ausgeschrieben.«

»Lassen Sie mal sehen – ja.«

»Schade«, sagte Steffen, »daß man sich daran nicht beteiligen kann.«

»So ein großer Auftrag könnte einen rausreißen, und da könnten wir unsere Schraubenmaschine endlich benutzen. Aber von der ganzen Verzinkerei steht doch nur der Schuppen. Was ist denn zum Verzinken nötig? Vielleicht weiß es Smith.«

Smith erklärte, es seien ein paar Pfannen nötig.

Paul sagte: »Die können doch nicht alle Welt kosten.«

Er diktierte Meyer einen Brief an eine Fabrik im Rheinland und bat um die Preise von Pfannen zum Verzinken. Meyer schimpfte; er kam wieder mal erst zehn Uhr nachts aus dem Büro.

Zwei Tage darauf hatte Paul alle Preise zusammen. Er kalkulierte sehr knapp.

Bald danach erfuhr er, daß er alle Firmen unterboten hatte.

Es wurde alles zum Verzinken eingerichtet. Die Schraubenschneidmaschine lief. Paul trabte um sie herum, drehte und schraubte.

Er saß im Comptoir, als Smith wie ein Wahnsinniger zum Feuermelder lief. Alle liefen in die Fabrik, es brannte lichterloh. Sie warfen große Mengen Sand, der immer bereit lag, ins Feuer ...

Smith hatte mit der Maschine nicht umgehen können.

Aus der Schraubenschneidmaschine sollten fertige Schrauben herauskommen, viele hundert Schrauben in wenigen Minuten, alle mit der gleichen Windung, aber es kamen plattgedrückte, verzogene Dinger. Paul sah, wie diese Krüppel herausgepreßt wurden. Aber seinen Schmerz teilte niemand. Die Arbeiter freuten sich. Es wäre ja noch schöner gewesen, wenn eine Maschine gekonnt hätte, was sie konnten, mit ihrer, des Menschen begnadeter Hand.

Paul blieb ganz ruhig. Er wollte etwas Neues. Das Neue war immer das Feindliche. Gegen Feindschaft gab es nur Diplomatie.

»Gut, lassen wir die Schraubenschneidmaschine, nehmen wir die alten Drehbänke und feilen wir nach.«

Damit war seine billige Kalkulation über den Haufen geworfen, aber er würde den Auftrag wenigstens durchführen können. Man atmete auf. Doch nun das Verzinken! Die Verzinkungspfannen brannten durch. Paul sah alle Annoncen durch, schrieb auf jede, gab selbst Annoncen auf, aber Leute, die mit dem Verzinken von Draht umgehen konnten, gab es wohl nicht. Es meldete sich niemand. Inzwischen brannte eine Verzinkungs-

pfanne nach der anderen durch. Paul schrieb an Rawerk, und Rawerk konnte ihm auch jemanden empfehlen. Der Verzinsungsfachmann kam an, machte einen etwas militärischen Eindruck, sagte immer: »Lassen Sie mich man.« Aber am Nachmittag erscholl plötzlich ein dumpfer Knall. Steffen und Paul sahen sich an.

Steffen sagte: »Jetzt brennt's nicht mehr, jetzt explodiert's.«

»Ich verstehe nicht, wie Sie darüber lachen können«, sagte Paul und lief hinüber.

Es sah wüst aus. Im Dach des ehemaligen Stalles war ein Loch. Holzbalken waren heruntergefallen. Mörtel, Schutt, Kalk lagen auf dem Gang, und der Regen pladderte in den Maschinenraum.

»Was ist denn hier passiert?« fragte Paul.

»Der neue Herr hat wohl was Falsches zusammengemixt«, sagte ein Arbeiter.

»Was unterstehen Sie sich!« brüllte der neue Herr.

»Also, was ist hier passiert?« fragte Paul. Eisenteile lagen zerstreut umher. »Ist jemand verletzt worden?«

»Nein, das nicht.«

Es stellte sich heraus, daß der neue Herr wirklich eine falsche Mischung genommen hatte.

»Ich denke, es ist besser, Sie verlassen uns wieder«, sagte Paul.

Smith empfahl einen neuen sachverständigen Monteur. Tatsächlich explodierte jetzt nichts und brannte nichts durch, hingegen war der Draht weiter unbrauchbar. Das Zink setzte sich verschieden dick an, und von guter Ware konnte keine Rede sein.

Eines Tages kam ein Baurat und wollte die Lieferung sehen. Darauf hatte Paul nur gewartet. Als Paul in seinem Büro saß und Eberhard munter gelaufen kam und mit seiner sich überschlagenden Jungenstimme sagte: »Herr Baurat Frenzel läßt sich melden«, wurde Paul noch blasser, als er sonst schon war, die Beine versagten ihm den Dienst, sein Mund war völlig trocken, und er brachte kein Wort heraus. So mußte, dachte er, einem Menschen zumute sein, der aufs Schafott geführt wird.

»Bitte, Herr Baurat, womit kann ich Ihnen dienen?«

»Ich möchte die Lieferung einmal sehen.«

»Offen gestanden, Herr Baurat, bisher ist sie wenig präsentabel.«

»Wie? Wie soll ich das verstehen?«

»Wir hatten leider schwere Verluste bei der Anfertigung, es ist viel Pech dabei gewesen. Ich kann Ihnen bisher nur einen Zentner Ware liefern.«

»Aber wenn Sie so wenig leistungsfähig sind, hätten Sie den Auftrag nie übernehmen dürfen. Das ist ja unerhört!«

»Ja, das ist es auch, Herr Baurat«, sagte Effinger, »aber ich möchte Ihnen, bevor ich Ihnen irgend etwas Weiteres erkläre, eine Maschine zeigen.«

Der Baurat, ein preußischer Beamter mit einem weißen Spitzbart und einem blauen Tuchanzug, der ziemlich hoch hinauf zugeknöpft war, folgte Paul in die Fabrik. Sie gingen zwischen den Drehbänken, durch jenen Geruch von heißem Metall, Seifenwasser, mit dem die Maschinen geschmiert wurden, Teer und dem Leder der Übertragbänder von der Dampfmaschine, bis in eine Ecke, wo die große Maschine stand, ein komplizierter Wirrwarr von Schrauben, Rädern, Pressen und Walzen.

»Dies hier«, sagte Paul, »ist die berühmte Schraubenschneidemaschine von Miller Brothers. Sie kann in der Minute fünfzig Schrauben vollkommen fertig machen. Das sind in der Stunde dreitausend Schrauben, im Tag dreißigtausend. Mit dieser Maschine, der einzigen auf dem Kontinent, war ich wohl berechtigt, diesen Auftrag anzunehmen, sogar zu einem noch billigeren Preis. Aber es ist gar nicht zu sagen, was mir für Schwierigkeiten entstanden sind. Die Arbeiter befürchten bei jeder Neuerung eine Verschlechterung ihrer Lebensbedingungen, obzwar sich jede Massenproduktion letztlich in einer Verbilligung des Lebensstandards ausdrücken muß. Also kurzum, die Maschine funktionierte nicht, wir bekamen nur schlechte Ware.«

Der Baurat horchte auf: »Ich möchte Sie außerdienstlich etwas fragen. Sie glauben an Möglichkeiten der Massenproduktion?«

»Nicht nur an Möglichkeiten, sondern an eine nicht vorstellbare Verbilligung der Ware, an eine Umgestaltung und Verbes-

serung der Lebensbedingungen durch die Ausnutzung von Maschinenkraft.«

»Das sind bemerkenswerte Gedankengänge«, sagte der Baurat. »Privat sage ich Ihnen das, dienstlich kann es mich nicht hindern, Sie ernsthaft zu ermahnen. Wieviel haben Sie bisher fertig? Sie sagten: einen Zentner. Und wieviel Draht?«

»Zweitausend Zentner.«

»Diese fehlenden Zentner«, sagte der Baurat, »machen Ihre Ideen verdächtig. Es tut mir leid, aber diese Sache wird Sie teuer zu stehen kommen. Sie sehen, ich bin suaviter in modo, aber das kann mich nicht hindern, Ihnen jetzt schon zu sagen, daß meine Kollegen schärfer sein werden. Sie werden sagen, Sie hätten die preußische Behörde genasführt.«

Am 2. Juni 1885 mußte Paul eine hohe Konventionalstrafe zahlen. Was konnte da noch kommen? Es kamen noch 8000 Mark Reuegeld.

»Das können wir alles in den Schornstein schreiben«, sagte Paul zu Steffen.

Paul saß in seinem Zimmer, auf dem Tisch standen noch die abgeessenen Aufschnitteller, Brot und Butter. Er dachte, wie dieses Schraubendebacke wohl in den Augen der Bauräte und gar der Konkurrenz aussehen würde.

»Also stellen Sie sich vor«, würden sie sagen, »da kommt so ein junger Mensch nach Berlin, hört davon, daß 5000 Zentner verzinkter Draht und 2000 Zentner Schrauben gebraucht werden, bewirbt sich, unterbietet die guten, alten und anständigen Firmen, wir geben ihm den Auftrag – denn er ist der Billigste – und bekommen, Sie werden denken, schlechte Ware, nein, überhaupt nichts, nicht eine Schraube. Das heißt einen Zentner. Vollkommen leistungsunfähig.«

»Na, sagen Sie, ist der Mensch verrückt?«

»Man möchte es fast zu seinen Gunsten annehmen.«

»Was hat er denn davon?«

»Davon haben, von dieser Frechheit? Wir haben uns auf seine Kosten die Schrauben von den Vereinigten Schraubenwerken besorgt, er hat eine Konventionalstrafe von 3000 Mark und ein Reuegeld von 8000 Mark zahlen müssen.«

»Mit Recht, vollkommen mit Recht.«

So hörte Paul sie sprechen. Ein Narr, ein Lump war er in ihren Augen. Er stand auf, ging durchs Zimmer. Es war nicht zu ertragen.

Die Schraubenschneidemaschine, die Freude und Hoffnung, schlug Paul für billiges Geld los. Es war ein regnerischer Tag, als zwei Lastträger in blauen Blusen sie abholten.

»Was ist denn los?« fragte Paul, als er großen Lärm im Hof hörte.

Steffen sah aus dem Fenster: »Die Schraubenmaschine wird abgeholt.«

Paul lief hinaus, den Bleistift hinterm Ohr.

»Aaa – ruck!« riefen die Träger, »aaa – ruck!« Ein Riese mit blaugestreifter Bluse, den Lederschurz umgebunden, holte den Frachtbrief heraus: »He da, Sie junger Mann mit's beweinte Gesicht, unterschreiben!« Paul zeigte ins Büro. Der Mann ging hinein. Inzwischen aber zogen die Männer weiter: »Aaa – ruck, aaa – ruck!« Jetzt war die Maschine auf dem Wagen. Der Mann im Lederschurz sagte zu Paul: »Mensch, dir habense wohl die Braut vakloppt, oder kommste vons Bejräbnis?«

Paul blieb einen Augenblick auf dem leeren Hof stehen. Der Regen rann, und die Maschine war fort.

In Kragshheim besprachen sie alles. Die Mutter schrieb an Helene:

»Soweit wäre ja alles gut, wenn nicht Paul wäre, der sich selbständig gemacht hat und nicht genug Betriebskapital hat und noch ein paar tausend Mark brauchte. Aber ohne unsere anderen Kinder zu schädigen, was Gott verhüten möge, konnten wir nicht mehr als die 5000 Mark flüssig machen.«

Paul bekam nun 10000 Mark von seiner Schwester Helene, die in den Manufakturladen Mainzer in Neckargründen geheiratet hatte. Helene schrieb:

»Wir haben beschlossen, Dir, geliebter Paul, diese 10000 Mark zu geben, damit Du den Grundstock legen kannst zu einem blühenden Geschäft. Wir glauben an Eure Tüchtigkeit und daß Ihr es uns einmal mit Zins und Zinseszins zurückgebt. Julius bittet Dich, es mit 4 % zu verzinsen. Der Herr möge es segnen und es

uns allen zum Glück gereichen lassen. Amen. Wir haben es hier ganz gut. Julius versteht es recht gut mit dem Einkauf, und ich stehe ja nun den ganzen Tag im Laden. Unsere Schwester Bertha ist jetzt zur Hilfe gekommen, weil ich mit den drei kleinen Kindern doch eine rechte Plage habe. Die Mägd' hier sind gar zu stoffelig. Man kann sie nur zum Putzen brauchen.

Aus Kragshheim habe ich gute Nachrichten. G. s. D. Der Vater sollte sich zur Ruhe setzen, meine ich, aber er sagt, der Willy wäre kein rechter Uhrmacher, er will eine Schweizer Uhrenvertretung übernehmen. Ich fürchte aber, doch das sage ich nur Dir, er ist sich zu gut zum Handwerker. Aber er sagte neulich zu meinem Julius, es sei mit so einer Vertretung mehr zu verdienen. Wir sind ja nun alle Handwerkerskinder und mögen es nicht, wenn man allzu leicht verdient. Es muß jeder Pfennig erschuftet werden.

Ich glaube, Du bist genau so. Diese zehntausend Mark sind mühevoll erspart, halte sie in Ehren. Man spart heutzutage nicht mehr recht. Das verbittert mich manchmal, wie sichs alle wohl sein lassen.

Nun lebe wohl, sei innig begrüßt
von Deiner Schwester
Helene.«

Das war alles mit ihrer feinen, sauberen Schulumädelschrift geschrieben, die sie auf der Volksschule gelernt hatte.

16. Kapitel

Karl errichtet ein Konto

Ich habe deine Korrespondenz nachgesehen«, sagte Karl, »du hast doch eine großartige Empfehlung an Oppner & Goldschmidt. Hast du die nie ausgenutzt?«

»Doch«, sagte Paul, »ich bin wegen eines Kredits dort gewesen. Aber sie haben mir keinen gegeben.«

»Aber wir könnten doch dort ein Konto einrichten. Willst du?«

»Ja, warum nicht. Trotzdem es vielleicht ein bißchen peinlich ist. Ich habe mir einen Korb dort geholt.«

»Mir macht das nichts aus«, sagte Karl.

»Laufen Sie und holen Sie Stöpel«, sagte Ludwig Goldschmidt und nahm seinen Zylinder vom Haken.

»Stöpel wartet«, sagte der Lehrling Hartert.

»Adieu«, sagte Ludwig, »grüß zu Haus.«

»Gleichfalls«, sagte Oppner.

Es klopfte, und Hartert brachte eine sehr große Karte mit sehr großen Buchstaben. »Karl Effinger, Erste Berliner Schraubenwerke.« Oppner ließ bitten.

Karl Effinger betrat rasch das Zimmer. Er erfüllte sofort den Raum. Er hatte einen hochgeschlossenen, schwarzen Rock an, die breite, sehr bunte Krawatte füllte die Öffnung aus, der blonde Schnurrbart war ausgezogen und reichte übers ganze Gesicht, das breite schwarze Band fiel vom Zwicker herab.

»Nehmen Sie bitte Platz«, sagte Oppner und zeigte neben seinen Schreibtisch.

Karl begann sofort, sie hätten ein junges Unternehmen, Schrauben zur Zeit nur und Draht, aber sein Bruder habe größere Pläne, sie hätten mit dreißigtausend Mark angefangen.

»Das ist gewiß nicht viel«, sagte Karl, »für ein Unternehmen der Schwerindustrie, aber Maschinen sind alles heutzutage. Alles ist der Mut und die Überzeugung vom Fortschritt.«

»Ihr Bruder ist schon einmal bei mir gewesen. Woher stammen Sie eigentlich?« fragte Oppner. »Sind Sie Frankfurter?«

»Nein, meine Eltern leben in Kragshelm.«

»Da sind Sie ein Verwandter des Bankhauses Effinger in Mannheim?«

»Ja, gewiß, aber Sie wissen vielleicht, wie das ist. Man glaubt doch keinem jungen Menschen. So früh sich selbständig machen wie mein Bruder und ich – ich bin doch erst vierundzwanzig Jahre und mein Bruder dreiundzwanzig – das mag die alte Generation nicht.«

Ich wollte, mein Theodor hätte diesen Unternehmungsgeist, dachte Oppner.

»Wir haben bisher noch keinen großen Betrieb. Man muß Dampf dahintermachen, dann wird es schon gehen. Mein Bruder will später Gasmotoren fabrizieren. Ich habe noch einen Bruder in London, Ben« – er sprach es leicht englisch aus: Bön –, »der will in England auch eine Gasmotorenfabrik gründen, dann können wir zusammen arbeiten. Die Weltwirtschaft ist auf dem Marsche.«

Er quatscht ein bißchen, dachte Oppner, aber er ist mir lieber als diese feinen Jungen aus den guten Familien, die nur noch ihre Renten verzehren wollen.

»Stillstand ist Rückschritt«, sagte Effinger, »wir müssen sehen, daß wir alles selber fabrizieren. Von der Eisengewinnung zum fertigen Gasmotor. Das ist die Zukunft.«

Erst nach einer Weile erfuhr Oppner, daß er wegen der Anlegung eines Kontos gekommen war.

»Ich werde das mit meinem Schwager Goldschmidt besprechen und Ihnen die Dokumente zusenden«, sagte Oppner liebenswürdig, indem er mit der linken Hand den kleinen goldenen Schieber an seiner langen Uhrkette hin und her bewegte.

»Danke verbindlichst«, sagte Effinger, indem er aufstand und militärisch die Hacken zusammenschlug. »Es war mir eine Ehre, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.«

Oppner saß unter dem porzellanenen Schirm der Petroleumlampe und las den Handelsteil der »Frankfurter Zeitung«, während Selma an ihrer Kreuzstichdecke stickte. Von dem großen weißen Kachelofen ging eine ungemein behagliche Wärme aus.

»Da hat mich heute ein sehr netter junger Mann aufgesucht. Ich hätte Lust, ihn einmal aufzufordern, uns zu besuchen.«

»Wer ist es denn?« fragte Selma. »Kennst du die Familie?«

»Nein«, sagte Oppner, »er ist aus Süddeutschland.«

»Ach, das sind alles Leute ohne Formen. Und ohne daß man die Familie kennt?«

»Aber sieh mal, liebe Selma, unsere Töchter wachsen heran ...«

Selma stichelte an ihrer Kreuzstichdecke.

»Sicher«, sagte sie, »ich mache mir ja auch schon Sorgen genug deshalb.«

»Na, Sorgen! Annette ist achtzehn, von den zwei Kleinen gar nicht zu reden.«

»Annette kann zwei Winter tanzen, auch drei. Aber dann ist es doch aus.«

»Aber so ein schönes Mädchen.«

»Ein junger Mann, der aus gar keiner Familie ist.«

Die Auskünfte, die das Bankhaus einholte, fielen gut aus. Kleine, aber offenbar gediegene Verhältnisse, dachte Oppner. Wenn ich in unserem ganzen Kreis einen jungen Mann wüßte, der in Frage käme. Aber entweder heiraten sie ihre Verhältnisse, oder sie setzen sich mit Vaters Geld zur Ruhe, oder man muß sich bei ihnen noch für die Gnade bedanken, daß sie unser schwerverdientes Geld durchbringen.

Wieder saß Oppner abends am Ofen im grauen Wohnzimmer, dessen Kaminvorsprung mit einer Filzdecke mit Troddeln bedeckt war. Oben auf dem Kamin standen zwei bronzene Landsknechte, die Standarten trugen. Auf der einen Standarte stand: »Unserem lieben Ehrenmitglied zum 25. Börsenmitgliedstag«, auf der anderen: »Der Börsenverein«. Daneben zwei altdeutsche Zinkguß-Waschkannen, hinter denen die Schüsseln aufgestellt standen.

Selma kam nicht zur Ruhe in dem neuen, großen Haus. Sie hatte jetzt eine Köchin und zwei Hausmädchen, aber es war ihr

nie sauber genug. War man mit dem Fensterputzen gerade fertig, konnte man wieder von vorn anfangen.

»Liebe Selma«, bat Oppner, »setz dich doch einen Augenblick mal ruhig zu mir.«

»Entschuldige«, sagte sie, »aber ich muß mir etwas zu nähen holen.«

»Ja, ja, meine Mutter hat auch immer gesagt: Eine, die die Hände in den Schoß legt, taugt nichts.«

Selma hatte die Strümpfe der Kinder vorgenommen und begann zu stopfen.

»Ich wollte dir sagen, daß ich sehr gute Auskünfte über den jungen Effinger bekommen habe.«

»So, so. Wie gefällt er dir denn?«

»Er ist ein sehr hübscher, stattlicher Mensch.«

»Meinst du, daß er gesund ist?«

»Ich denke schon.«

»Und wie ist es mit seiner Familie? Wenn du meinst, er wäre etwas für Annette, so muß ich sagen, daß ich einen jungen Mann aus unseren Kreisen vorgezogen hätte.«

»Ich auch, aber es ist gar nicht so leicht, eine Tochter richtig zu verheiraten. Die jungen Leute, die eine Existenz haben, wollen ganz hoch hinaus. Ich weiß nicht, aber ich kenne gar keine richtigen jungen Leute mehr. In meiner Generation war das ganz anders.«

»Du kannst ihn ja mal auffordern.«

»Das werd' ich auch tun.«

Und er gab Selma gerührt einen Kuß.

17. Kapitel

Visite

Karl war aufgeregt. Der Schneider kam und nahm Maß für keinen Anzug. Der Schuhmacher kam und zeichnete Karls Fuß auf ein Blatt Papier. Eines Tages wurde ein Zylinder gebracht.

»Wer will denn sterben?« fragte Paul.

»Ach, ich will Besuch bei Bankier Oppner in der Bendlerstraße machen.«

Karl trat eines Vormittags, etwas überelegant angezogen, durch den kleinen Vorgarten ein, stieg die Treppe hinauf, die mit einem roten Teppich belegt war und die ein schwerer, roter, mit seidener Schnur geraffter Vorhang gegen die Räume der ersten Etage abschloß. Er hängte seinen Mantel an den Holzstamm mit den Bären.

Im Salon mit den schwarzen Ebenholzmöbeln und roten Seidenbezügen wartete er, die feinledernen Glacés an den Händen und den Zylinder auf den Knien, bis Herr und Frau Oppner ihn empfingen, nur kurz, kaum fünf Minuten das Ganze. Aber der gesellschaftlichen Form war genügt.

»Ah, es freut mich, Sie auch einmal privat zu sehen«, sagte Oppner.

»Ganz meinerseits«, sagte Karl.

»Darf ich bekanntmachen: Herr Effinger, meine Frau.«

»Sehr angenehm«, sagte Selma. »Wollen Sie nicht Platz behalten?«

»Oh, ich will die Herrschaften nicht aufhalten.«

»Das tun Sie ganz und gar nicht.«

»Wie lange sind Sie schon in Berlin?« fragte Selma.

»Doch schon drei Jahre.«

»Und es gefällt Ihnen gut bei uns?«

»Gewiß, die schöne Umgebung und so viele Theater und Vergnügungen und auch die breiten Straßen und alles so sauber.«

»Ja, ja, Berlin entwickelt sich.«

»Aber nun will ich mich verabschieden. Adieu, gnädige Frau.«

Selma warf Oppner einen Blick zu: »Vielleicht sehen wir Sie auch sonst einmal bei uns.«

»Oh, gern.«

»Nun, wie gefällt er dir?« fragte Oppner seine Frau, die die breite Schleife ihres Hütehens unterm Kinn band, um mit Oppner zur Eröffnung einer Gemäldeausstellung zu gehen.

»Recht gut.«

»Nicht wahr?« sagte Oppner freudig. »Es freut mich so, daß er dir auch gefällt. Ich befürchtete schon, er mißfiel dir.«

»Ach nein«, sagte Selma, mit dem »Ach nein« – oder »Ach ja«-Ton, mit dem sie die größten Lebensentscheidungen begleitete.

Oppner setzte den Zylinderhut auf und reichte seiner Frau galant den Arm.

Die Ausstellung wimmelte von Menschen. Sie gingen von Bild zu Bild, um entzückt vor manchem stehen zu bleiben. Man sah ein Rokokozimmer, in dem die reichgeschmückte Amme das Neugeborene den Grafen und Gräfinnen in großer Rokoko-toilette präsentierte, Mädchen in Empiretracht, die auf Marmorbänken vom fernen Geliebten träumten, da waren der »Heimliche Bote« und das »Stelldichein« und die »Eifersucht«, und immer waren schöne Mädchen in spanischer Tracht da und der Buhle in Eskarpins.

Oppner ging das Herz auf. Er traf den großen Arzt, den Leibarzt des Hofes, Geheimrat von Bittermann.

»Haben Sie den ›Abschied des Landwehrmanns‹ gesehen? Ich kann mir nicht helfen, wenn ich so etwas Schönes sehe, kann ich die Tränen schwer unterdrücken«, sagte der Geheimrat.

Preise wurden genannt, hohe Preise gezahlt. Professor Wendlein kam herbei. Er hatte »Wallensteins Tod« ausgestellt.

»Na, immer wohlauf, Madame Oppner?« fragte er in seiner munteren Manier. »Hier finden Sie noch Kunst, mein Lieber, hier ergreifen Sie der Menschheit große Gegenstände. Haben Sie

meinen Wallenstein gesehen? Die Leiche? Das ist Anatomie, das will gelernt sein. Die neuen Herren Schmierer brauchen das ja nicht. Willkommen, willkommen«, wandte er sich schon zum Nächsten. Er war Akademieprofessor, trug schwarzes Samtjackett und langen, blonden Bart. Seine Stellung hatte er sich durch den »Tod Alexanders des Großen«, den »Tod Cäsars«, den »Tod des Tiberius«, den »Tod Barbarossas im Saleph«, »Wallensteins Tod« erobert, bis er mit dem »Tod Iwans des Schrecklichen« schicklicherweise im 18. Jahrhundert haltmachte. Er erklärte bei jeder Gelegenheit: Ernst ist das Leben, heiter die Kunst, womit er unter der heiteren Kunst eben jene sauber gemalten Unglücksfälle meinte.

»Kommen Sie noch mit«, fragte Geheimrat Bittermann Oppner, »ein bißchen bei Kranzler sitzen? Vielleicht sehen wir Bismarck, er ist in Berlin.«

»Ich möchte schon gern«, sagte Oppner, »aber wir essen heute bei meinem Schwager Goldschmidt.«

»Oh, bei der liebreizenden Frau Eugenie. Selbst einem alten Mann wie mir geht das Herz auf, wenn ich sie sehe. Der Geist der Rahel, in der Schale der Königin von Saba.«

Justizrat Billinger stand daneben: »Ja, auch ich hätte Lust, das hohe Lied anzustimmen, wenn ich von Eugenie rede.«

Selma war etwas ärgerlich. Eine Taktlosigkeit, so vor ihr dort von Eugenie zu schwärmen. Oppner reichte ihr den Arm, und sie gingen gemächlich an dem warmen Sonnentag der Goldschmidtschen Wohnung zu.

Karl Effinger aber war in die Oppnersche Tochter verliebt, ohne sie gesehen zu haben. Ein Mädchen aus solcher Umgebung mußte reizvoll sein. Er sah ein Traumbild vor sich. Eine elegante Frau, im Einspanner fahrend, in Spitzen und weiche Pelze gehüllt, die Füße in anmutigen Stiefeletten gekreuzt, den kleinen Spitzensonnenschirm über sich, eine La-France-Rose an der Brust.

Er sah eine große, elegante Wohnung vor sich, eine seelenvolle Frau, die abends am Flügel saß und Chopin spielte, während das Hauskleid um sie floß und ein Windhund sich elegant am Flügel lagerte.

18. Kapitel

Konjunktur

Im Comptoir saß Emmanuel Oppner: »Hast du schon die Zeitung gesehen?«

»Nein«, sagte Ludwig, »sie kam eben erst.«

»Plötzlich ist an allen Warenmärkten eine tolle Hausse eingetreten. Wir haben doch hoffentlich alles bezahlt? Ich halte diese Konjunktur zwar für völlig unberechtigt, aber man muß sich danach richten. Ich wollte noch ein paar Teppiche fürs Haus anschaffen, habe bis jetzt gewartet, aber jetzt werde ich sie schleunigst kaufen, ehe es noch teurer wird.«

»Hast du deine Küchenwäsche schon gekauft?« fragte Emmanuel.

»Ja«, sagte Selma, »wie du weißt, kaufe ich ja nichts Überflüssiges, und ich brauchte sie dringend.«

»Es ist ganz richtig gewesen.«

Helene Mainzer, geborene Effinger, in Neckargründen schrieb an ihren Lieferanten: »Ich bitte Sie, mir so rasch wie möglich Ihren Reisenden zu schicken. Es ist plötzlich eine große Nachfrage nach Stoffen, und ich fürchte, es wird weiter teurer werden.«

Von den Halden in England wurde die Kohle abgerufen. In tausend schwarzen Schiffen fuhr sie um die Erde, damit gewebt werden konnte, Eisen fabriziert und die tausend Dinge, die daraus gemacht wurden. In Amerika wurde geerntet. Wie eh und je pflückten die Schwarzen die Baumwolle, das Leintuch auf dem Kopf. Wie eh und je schnitten die Farmer in Kanada den Weizen. Die Baumwolle kam in großen Haufen zusammen, sie

wurde auf Schiffen verschifft. Der Weizen kam in die großen Silos und wurde auf Schiffen verschifft. Die Ernte war klein. Die Preise stiegen.

Rotgesichtige Männer im Zylinder standen auf der Börse zu Liverpool. Wie hoch stand die Baumwolle? Sie wurde teurer. Alle Ware wurde teurer. Die Händler kauften. Sie würde noch teurer werden.

Am 1. April erhielt die Firma Effinger für einen Zentner Schrauben 15 Mark, am 1. September war der Tagespreis 36 Mark.

»Phantastisch, wie das Geschäft geht, seit ich darin bin«, sagte Karl. »Wir haben eben glänzend disponiert.«

»Was haben wir?« fragte Paul. »Ich hab' dich wohl nicht recht verstanden.«

»Na, wir verdienen doch augenblicklich ausgezeichnet, wir haben eben glänzend disponiert. Wir können sogar Zettel raushängen: Hier werden Arbeiter eingestellt.«

»Alles, weil wir so enorm tüchtig sind«, sagte Paul, halb lächelnd, halb bitter. »Weil die Preise steigen, sind wir tüchtige Fabrikanten; als die Preise fielen, war ich ein halber Betrüger.«

»Du kannst einem aber auch alle Freude nehmen!«

»Aber man kann sich doch nicht selber etwas vormachen.«

19. Kapitel

Ein Ausflug

Meine liebe Käte«, schrieb Karl Effinger mit schräger Schrift, »ich bitte Dich, Montag, den 10. September, am Bahnhof Jannowitzbrücke auf mich zu warten. Wir wollen nach Charlottenburg fahren, durch die Jungfernheide laufen und in Saatwinkel Mittag essen. Meine liebe Käte, ich habe sehr viel mit Dir zu besprechen.«

Käte erhielt den Brief, während sie gerade in einem Hinterzimmer mit einer Tapete voll riesiger Mohnblumen in schwarzen Seidenplüsch schnitt, aus dem ein mit Jett besetzter Umhang werden sollte.

Aus, dachte sie, also aus.

»Entschuldige mal«, sagte sie zu Lischen Wolgast, die neben ihr unausgesetzt Rüschen säumte. »Mir ist ganz schlecht.«

»Mir auch«, sagte Lischen Wolgast. »Ich glaube, ich habe in der letzten Woche Rüschen genäht, so lang wie die Friedrichstraße.«

Käte ging hinaus. Wohin, dachte sie, kann unsereins gehen, wenn's weinen will? Die Wohnung war erfüllt vom Duft der Kohlenplätteisen, überall standen Tische, an denen die Mädchen nähten. Zu Bergen türmten sich Tüll und schwere Damaste und Brokate, changierender Taft und Spitzen, und überall wurde gestickt und appliziert. Auf den Kleiderbüsten aus Holz und den Röcken aus Rohr wurde die letzte Hand an die großen Toiletten gelegt. Große Blumengewinde aus Veilchen wurden um den Ausschnitt drapiert. Wasserrosen lagen auf den Schleppen, und große Mohntuffs schmückten die Corsagen.

Käte ging auf den Hof, auf den einzigen Ort, wo man sie allein ließ, und dachte: So ohne weiteres darf er mich nicht verlassen. Ich habe ihn doch so geliebt und er mich doch auch. Sie weinte und weinte.

Lischen Wolgast kam auf den Hof. »Komm mal raus«, sagte sie. »Schließt dich ein, warum denn? Willst dir wohl das Leben nehmen? Komm mal raus, du.«

Käte machte auf. Verheult stand sie auf dem engen Hof, die hohen geschwärtzten Häuser ringsum. Nur das Holzabteil stand da, die Müllkästen und eine Stange, auf der freitags die Teppiche geklopft werden durften.

Von oben rief die Koller: »Machen Se mal'n bißchen fix, Fräulein Wolgast! Sollen die Rüschen denn nie fertig werden? Und Fräulein Winkel, was ist denn? Kommen Sie rauf! Lassen die Samtjacke für Frau Goldschmidt halb fertig liegen. Dalli, dalli!«

Lischen setzte sich wieder an die Rüschen. Käte schnitt fertig zu. Das Zentimetermaß hing ihr um den Hals, als sie so dastand, jung, blond, mit der Stupsnase eines Mädchens vom Berliner Osten.

Lischen begann: »Biste etwa verfallen?«

»Ach nein, wo denkst du hin.«

»Du tust, als ob das unmöglich wäre.«

»Ich würde ins Wasser gehen.«

»Na höre mal, das würdest doch nicht, wo de so klug bist. Und alles wegen einem Mann.«

»Aber wenn man liebt?«

»Na weißte, mir mußte das erzählen, wo wir zusammen zur Schule gegangen sind. Kurt haste wohl vergessen, der dann Malchen geheiratet hat und wegen dem du ins Wasser gehen wolltest, und den feinen Herrn Leutnant haste wohl auch vergessen, der einfach eines Tages nicht mehr zum Rendezvous gekommen ist, und als wir uns bei seiner Wirtin erkundigt haben, war er versetzt! Weißte noch, fünf Märker war er dir schuldig, die hatteste ihm mal so gegeben, weil er kein Geld bei sich hatte. Hat er auch vergessen.«

»Na, und da soll ich nicht glücklich mit Karl sein? Der war so gut mit mir, so war noch keiner. Nie versetzt und überall hin mitgenommen. Und so'n hochgezwirbelter, blonder Schnurrbart, beinahe wie'n Offizier. Und was er mir alles geschenkt hat, so'n feinen Plüschmantel noch vorige Woche.«

